

Volkszeitung

Nr. 38. Die „Lodz Volkszeitung“ erscheint täglich morgens. In den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Welt und Zeit“ beigegeben. Abonnementpreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 4.20, wöchentlich Zl. 1.05; Ausland: monatlich Zl. 6.—, jährlich Zl. 72.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 30 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle:
Lodz, Petrikauer 109
407. Unt.
Tel. 36-90. Postkontokonto 62.508
Geschäftskunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends.
Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 1.30 bis 2.30.

Anzeigengruppe: Die Nebengespaltene Kilometerzelle 12 Groschen, im Text die dreigespaltene Kilometerzelle 40 Groschen. Stellengruppe 60 Prozent, Stellenangebot 25 Prozent Rabatt. Vereinstexten und Ankündigungen im Text für die Druckzelle 60 Groschen; falls diesbezügliche Anzeigen aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

Vertreter in den Nachbarstädten zur Entgegennahme von Abonnementen und Anzeigen: **Alexandrow:** B. Adner, Barzajewski 18; **Stalyski:** B. Schwalbe, Stoleczna 43; **Konstantynow:** H. M. Motow, Plac Wolnosci 38; **Opatow:** K. K. Richter, Kępkowski 505; **Siedlce:** Julius W. K. Steniewicz 8; **Lomazow:** Richard Wagner, Schmitzstraße 88; **Janina-Wola:** Wilhelm Protop, Rypowa 2; **Zgierz:** Eduard Stranz, Agniet Klinskigo 13; **Bydgoszcz:** Otto Schmidt, Wielkiego 20.

Litauen zu Verhandlungen mit Polen bereit?

Als Verhandlungsort wird Kopenhagen vorgeschlagen.

K o w n o, 6. Februar. In hiesigen Regierungskreisen läßt sich in den letzten Tagen ein gewisser Meinungsumschwung in bezug der Verhandlungen mit Polen feststellen. Woldemaras soll sich zur offiziellen Aufnahme der Verhandlungen bereits endgültig entschlossen haben. Als Verhandlungsort wird Kopenhagen in Vorschlag gebracht und der Beginn der Verhandlungen für den 25. Februar vorgesehen. In den Wirtschaftskreisen Litauens hat dieser eingetretene Umschwung eine große Zufriedenheit ausgelöst, da eine Anknüpfung normaler wirtschaftlicher Beziehungen mit Polen von diesen Kreisen seit langem angestrebt wird.

Die deutsch-polnischen Verhandlungen.

Berlin, 6. Februar (Pat). Die halbamtliche „Deutsche diplomatisch-politische Korrespondenz“ unterstreicht, daß die deutsch-polnischen Verhandlungen einen bisher zufriedenstellenden Verlauf genommen haben. Besonders wird der beiderseitige Verständigungswille hervorgehoben. Bedingt die Unklarheit der Absichten Litauens in Sachen der Valorisierung der Einfuhrzölle werfe auf die künftigen Verhandlungen einen trüben Schatten. Die polnische Regierung habe in dieser Angelegenheit zwar noch keinerlei Beschlüsse gefaßt und auch noch keine gesetzlichen Anordnungen getroffen, doch habe die deutsche Delegation von polnischer Seite bereits Informationen erhalten, daß die Absicht einer Valorisierung der Zölle bestehe. Weiter wird in der Korrespondenz festgestellt, daß, falls Polen die Durchführung der Valorisierung auch nur in gewissen Grenzen vornehmen wollte, dies eine bedeutende Erhöhung des polnischen Zolltarifs nach sich ziehen müßte. Zum Schluß heißt es, daß das Wesen dieses Problems erst dann in den Verhandlungen zwischen beiden Staaten berührt werden könne, wenn Polen die Frage der Zollvalorisierung vollständig aufgeklärt haben wird.

Kommunistenhaft in Przemyśl.

Die Untersuchungsbehörden in Przemyśl haben in den letzten Tagen eine große Kommunistenhaft durchgeführt, die die Verhaftung einer ganzen Reihe von Personen zum Ziele hatte. Auch wurde dabei verschiedenes Waffenmaterial aufgefunden. In der Wohnung eines gewissen M. Kuczyński wurden 6 Granaten neuester französischer Konstruktion vorgefunden. Eine eingeleitete Untersuchung ergab, daß diese Granaten von einem Soldaten des 38. Infanterieregiments namens Drobner an Kuczyński geliefert wurden. Drobner wurde ebenfalls verhaftet.

... die Großen läßt man laufen.

Seinerzeit hat die Einleitung eines Strafverfahrens gegen den ehem. Präses der Wilnaer Eisenbahndirektion und Direktor der Lodzer Alt-Ges. J. A. Poyanowski, Ing. Emil Landsberg, großes Aufsehen erregt. Landsberg wurden große Mißbräuche zum Schaden des Staates zur Last gelegt. Wie nun das Verkehrsministerium durch Vermittlung der polnischen Telegraphenagentur bekanntgibt, hat das Wilnaer Bezirksgericht das Strafverfahren gegen Ing. Landsberg aus Mangel an Beweisen aufgehoben.

Ein unverständliches Geschäft.

Das Deutschtum der Großgrundbesitzer geht nur bis zur Tafel.

Die Herrschaft Kunowo im Kreise Wirsitz (Pommern), die eine Gesamtfläche von 5784 Hektar, davon eine landwirtschaftlich benutzte Fläche von 2131 Hektar umfaßt, wurde vor einigen Tagen an die polnische Bank Krolow verkauft.

Der Eigentümer der Herrschaft, Herr Joachim von Bethmann-Hollweg in Kunowo, läßt uns dazu u. a. folgende Erklärung zuhören:

„Um irreführenden Mitteilungen und Nachrichten

Bau von Arbeiterwohnhäusern.

Auf dem Konstantynower Waldgelände und in Neurolicie sollen große Arbeiterblockhäuser entstehen.

Um die Wohnungsnot in Lodz wirksam bekämpfen zu können, ist die Erbauung von 250 000 Arbeiterwohnungen nötig. Der gegenwärtige sozialistische Magistrat hat sich bekanntlich den Bau von großen Arbeiterwohnhäusern zum Ziele gesetzt, um das soziale Uebel — die Wohnungsnot zu bekämpfen.

Zur Durchführung der Arbeiten wurde ein besonderes Komitee gebildet, dem seitens der Deutschen Sozialistischen Arbeiterpartei Magistrateatschäfte Ludwig Kul angehört. In der vorigen Woche fand die erste Sitzung des Komitees statt, in der die Konstituierung des Komitees vorgenommen und eine Diskussion über die Frage der Bereitstellung von Baugelände für diesen Zweck durchgeführt wurde.

Gestern mittag fand im Sitzungssaal des Magistrats die zweite Sitzung des Komitees statt, an der u. a. auch Prof. Michalski aus Warschau, der die Arbeiten betreffend die Regulierung der Stadt leitet, teilnahm. Nach längerer Diskussion wurde der Plan für drei Bauserien festgelegt. Gewählt wurde als Gelände, auf dem die ersten Blockhäuser entstehen sollen, das Konstantynower Waldgelände hinter den Eisenbahnschienen am Ausgange der Giebrzynskistraße. Das Gelände umfaßt 15 Morgen Land. Die hier zu erbauenden Häuser sollen dreistöckig und von Gärten und Spielplätzen für Kinder umgeben sein. Die Blockhäuser sollen eine Badeanstalt erhalten, ferner sogenannte Klubzimmer (Lesezimmer), Vortrageäle usw. Der Bau soll baldigst in Angriff genommen werden, damit er noch in diesem Jahre unter Dach gebracht werden kann. Der Innenausbau der Gebäude erfolgt im nächsten Jahre, so daß die neuen Gebäude in der zweiten Hälfte des Jahres 1929 zu beziehen sein werden.

Im Zusammenhange mit dem Beschluß, dieses Gelände für den Bau bereitzustellen, bestehen zwei Schwierigkeiten. Die eine betrifft die Entwässerung jener Gegend, da bekanntlich der Fluß Luda das Gelände durchläuft und gerade dort die Umgegend durch seine Ausdünstungen verpestet. In der gestrigen Sitzung wurde in Anwesenheit des Ing. Skrzynowski festgestellt, daß noch in diesem Jahre mit dem Bau der Kanalisation in jenem Stadtteil begonnen wird. Auf diese Weise wird die Luda in die Kanalisationsröhre geleitet und verschwindet vollständig, mit ihr also auch der die Luft erfüllende schlechte Geruch. Der Lauf dieses Kanalisationsanschlusses geht von dort weiter über Balty, so daß gleichzeitig auch die Kanalisierung des Stadtteils Balty beschleunigt wird. Daß dies angesichts der schmalen Straßen in Balty und der dort herrschenden antisaniären Zustände eine dringende Notwendigkeit ist, dürfte jedem Einwohner unserer Stadt klar sein.

Die zweite Schwierigkeit bildet die Verkehrsverbindung des Geländes mit der Stadt. Nach Mania

geht bekanntlich heute der Weg durch die Giebrzynskistraße über das Bahngelände. Bei dem bisherigen dort sich abwickelnden geringen Verkehr konnte dieser Zustand geduldet werden. In dem Augenblick aber, in dem auf dem Konstantynower Waldgelände große Arbeiterblockhäuser entstehen werden, denen unzweifelhaft Bauten, errichtet durch private Personen folgen werden, wird der Verkehr gesteigert werden. Geplant ist späterhin zu diesem Zweck die Errichtung einer großangelegten Brücke, unter der die Eisenbahn kurieren kann, oder die Erbauung einer Unterführung unter dem Bahngelände.

Der Bau der zweiten Serie von Arbeiterwohnhäusern soll ebenfalls wenn möglich noch in diesem Jahre in Angriff genommen werden. Auserschen ist hierzu das städtische Gelände in Neurolicie, auf welchem sich bisher die städtische Ziegelei befand. Hier sollen Häuser derselben Art wie auf dem Konstantynower Waldgelände entstehen.

Für die dritte Serie des Baues von Wohnhäusern ist das Gelände noch nicht bestimmt. Das Komitee möchte sie gern in der Gegend von Radogoszcz oder Julianow entstehen lassen. Das hierzu erforderliche Baugelände besitzt die Stadt aber nicht und wird Verhandlungen anknüpfen, um es käuflich zu erwerben oder zu enteignen. Sollte sich ein anderes Gelände, zum Beispiel in der Gegend Stoki oder Sikowa (Ausgang der Pomorska- oder der Brzezinskastraße) finden, so wird dieser Stadtteil bevorzugt werden.

In der gestrigen Sitzung des Komitees zum Bau von Arbeiterwohnhäusern wurde der Beschluß gefaßt, sofort an die Ausschreibung des Konkurses für Anfertigung von Bauplänen für die ersten zwei Bauserien heranzutreten. Der Termin der Einreichung der architektonischen Projekte wurde auf den 28. März festgesetzt. Ausgesetzt werden für jedes Projekt je drei Preise. Der erste Preis beträgt 5000 Zloty, der zweite 3000, der dritte 2000. Die Jury wird aus 11 Personen bestehen, und zwar aus 5 Mitgliedern des Komitees und aus 6 hierzu eingeladenen Architekten.

Morgen, Mittwoch, findet die dritte Sitzung des Komitees statt, in der über die weiteren technischen Fragen des Baues beraten werden soll. Der Magistrat und das Komitee ist fest entschlossen, den Bau der Arbeiterwohnhäuser als seine erste Aufgabe zu betrachten.

Wie aus vorstehendem zu ersehen ist, will der sozialistische Magistrat seine Wahllosgang möglichst bald verwirklichen. Obwohl die Schwierigkeiten groß sind, ist zu erwarten, daß mit Hilfe der Regierung, die materiell das Unternehmen unterstützen muß, die Pläne in ihrer ganzen Größe verwirklicht werden können. Das sozialistische Wien soll im roten Lodz einen gelehrigen Schüler finden.

Deutschland tritt für die Befreiung des Geistlichen Stalki ein.

Moskau, 6. Februar. In Sachen des Austausches des Geistlichen Stalki haben sich an die Regierung der Sowjetunion zwei Staaten gewandt: Deutschland und Polen. In Moskauer politischen Kreisen wird angenommen, daß Deutschland auf eine Bitte des Papstes diesen Schritt unternommen hat.

Wieder eine Revolution in Portugal?

Präsident Carmona ermordet.

Paris, 6. Februar (AP). Heute Mittag wurde in Paris die bisher noch unbekannteste Nachricht verbreitet, daß in Portugal eine Revolution ausgebrochen und der Präsident der Republik, Carmona, heute um 10 Uhr vormittags ermordet worden sei. Die portugiesische Gesandtschaft in Paris lehnt jegliche Mitteilungen bezüglich dieser Gerüchte ab und erklärt, daß sie

Demokratie und Freiheit sichert dir die Liste

Nr.

2

die Redaktionen noch nicht prüfen konnte und dieselben somit nicht bestätigen, aber auch nicht dementieren können.

Die Türkei steht Polen nicht nach.

Konstantinopel, 6. Februar. Nachdem bereits vor einiger Zeit die verantwortlichen Leiter zweier türkischer Wochenschriften in anderthalb Jahren Gefängnis erhalten hatten, ist jetzt der Herausgeber des Wochenschriften „Dime“, der hiesige türkische Karikaturist, Gami-Bai, zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden. Er hatte die Skizzen über die Bildung kritisiert, indem er einen armen Tausel im Harnen hängen ließ. Das wurde als Beschimpfung der Republik mit der ungeheuren Skandale von einem Jahre Gefängnis bestraft.

Der Rückgang der Konservativen.

Wieder 7000 Stimmen Verlust bei einer Nachwahl.

London, 5. Februar. Bei der Unterhauswahl in Wiltshire behaupteten die Konservativen das Mandat, jedoch ist ihre Stimmenzahl gegen 1924 von 23574 auf 16970 zurückgegangen. Dagegen erhielt die Arbeitspartei 1702 gegen 6276 Stimmen. Die Liberalen, die 1924 nicht kandidiert hatten, brachten es jetzt auf 4996 Stimmen.

Der französisch-amerikanische Schiedsvertrag unterzeichnet.

Washington, 6. Februar (Pat). Heute, um 11 Uhr vormittags, wurde der Schiedsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich vom Staatssekretär Kellog und dem französischen Botschafter Clavel unterzeichnet.

Fünfzig Jahre „Neuporter Volkszeitung“

D.A.I. Am 21. Januar fand zur Feier des 50jährigen Bestehens der „Neuporter Volkszeitung“ in der Carnegie-Halle ein großes Jubiläumskonzert statt, bei dem u. a. die bekannte Opernsängerin Frau Margaret Mahanauer von der Metropolitan-Oper in Neuport und die Städte-Vereinigung Neuport des Arbeiterjugendbundes mitwirkten.

Die „Neuporter Volkszeitung“ erschien zum ersten Male am 28. Januar 1878 als sozialistisches Tagesblatt. Die Zeitung war von maßgebendem Einfluß auf die sozialistische Bewegung in den Vereinigten Staaten, und sie hat in ihrer fünfzigjährigen Geschichte eine führende Stellung in der ganzen Arbeiterbewegung eingenommen. Wenn im Laufe der Jahre Geldmittel für Maschinen, Druckmaschinen und dergleichen benötigt wurden, trafen die deutschen Arbeiter im Lande stets bereitwillig für die Zeitung ein. Zwischen der Volkszeitung und den deutschsprachigen Arbeitern hat sich infolgedessen ein einzigartiges Verhältnis entwickelt, als wäre alles politische Differenzen und Fehden zwischen Kommunisten, unabhängigen Kommunisten und Sozialisten so unter den Arbeitern eine Art Glaubenssatz zu sein scheint, daß die Volkszeitung darunter nicht leiden darf. — Außer einem Tages- und Sonntagsblatt erscheint der wöchentliche „Vorwärt“, der in den ganzen Vereinigten Staaten verbreitet ist.

Kurze Nachrichten.

Ihr Kind enthauptet! Die anscheinend geisteskranke Frau aus Markneukirchen in Deutschland hat in der vergangenen Nacht ihrem vier Wochen alten Knaben den Kopf abgehakt. Sie vollführte die Tat auf einem Hackloß im Keller, wo man heute früh den Kopf des Kindes fand. Die Frau wurde in Schutzhaft genommen.

Achtung! Tomaschow!

Am Mittwoch, den 8. d. M., um 7.30 Uhr abends, findet im Saale der D.S.A.P. in der Milaste. 27 eine

Vollversammlung der Mitglieder

statt. Auf der Tagesordnung steht die Beirathung der Wahlen zum Sejm und Senat. Die Referate werden von Vertretern des Hauptvorstandes gehalten.

Mitglieder! Erscheint zahlreich!

Die deutsche Landbevölkerung für die D.S.A.P.

In Sifawa — Budy.

Am Sonntag hatten sich zu der von der D.S.A.P. einberufenen Wählerversammlung 73 Landleute eingefunden. Die Versammlung wurde von Hausler eröffnet. Als erster Redner sprach Robert Filbrich, der in ausführlicher Weise die Bedeutung der Wahlen schilderte. Redner charakterisierte eingehend den Minderheitenblock und dessen Bedeutung. Als zweiter sprach Dekar Seidler, der darauf hinwies, daß der Minderheitenblock nicht imstande ist, unsere nationalen Probleme zu lösen. Die Erfahrung der letzten 5 Jahre hat gelehrt, daß die Minderheitenfrage in Polen nicht durch einen Zusammenschluß der Minderheiten, sondern durch Verständigung mit polnischen demokratischen Parteien zu lösen ist. Aus diesem Grunde habe die D.S.A.P. das Wahlbündnis mit der P.P.S. abgeschlossen, die für unsere kulturellen Interessen eintritt. In der Debatte ergrieffen mehrere Versammlungsteilnehmer das Wort, die ihr volles Einverständnis mit den Zielen der D.S.A.P. erklärten. Nach einem Schlußwort von Seidler wurde die Versammlung geschlossen. Die Stimmung, die die Versammlung beherrschte, war vorzüglich. Die Anwesenden gaben ihre Freude darüber Ausdruck, daß die Vertreter der D.S.A.P. ihnen den rechten Weg gewiesen haben.

In Rozenow.

Gemeinde Lucmierz, fand am Sonntag auf Wunsch der dortigen Bevölkerung, dank den Bemühungen der Ortsgruppe Jzyer, eine Versammlung der D.S.A.P. statt. Die Landwirte aus allen 3 Rozenow sowie den umliegenden Dufschaffen waren vollständig erschienen, so daß der Saal des Herrn Wiese die Erschienenen kaum fassen konnte. Die Versammlung wurde um 4 Uhr nachmittags im Namen der D.S.A.P. von Florian Jäger eröffnet, worauf Cezar Paul-Lodzy das Wort zu einer längeren Ansprache ergrieff. Er sprach vom Minderheitenblock und führte die Gründe an, weshalb die D.S.A.P. mit der P.P.S. ein Wahlbündnis geschlossen habe. Weiter betonte der Redner, daß wir doch alle aus einem Mutterlande stammen. Auch die Nachkommen des Landwirts müssen heute zum großen Teil in die Stadt abwandern. Es ist ein Zusammenhang zwischen Landwirt und Stadtbewohner. Wenn es dem einen gut geht, dann geht es dem anderen auch gut. Hierauf ergrieff Rudolf Kegel-Jzyer das Wort, der in kurzen klaren Worten die Politik der Abgeordneten Uta und Spickmann schilderte, die vor den Wahlen den Wählern verschiedene Versprechungen gaben, sich aber nach den Wahlen um die Wählerschaft nicht kümmerten. So sind die deutschen Bewohner im Bezirk Konin-Rolo-Slupca dem gewählten Abgeordneten Spickmann für seine „Tätigkeit“ dankbar, daß es besser ist, wenn er diesen Bezirk nicht mehr besucht. Auch einige Blüten über die Deutschbürgerlichen in Jzyer führte der Redner an. In der Diskussion trugen die Anwesenden, daß sie zu Uta jegliches Vertrauen verloren hätten, weil letzterer ihre Schule in Rozenow, die eine fast 100jährige Geschichte hinter sich hat, nicht retten konnte oder wollte. Trotz des vielen Versprechens von Seiten Utas, wurde die Schule dennoch geschlossen. Weiter erklärten die Versammelten, daß sie vor den Wahlen in Rozenow noch gern eine Wählerversammlung sehen möchten, zu welcher auch Lehrer Treichel aus Jzyer erscheinen müßte. Zum Schluß wurde eine Resolution, welche den Zusammenschluß der D.S.A.P. und P.P.S. gutheißt, einstimmig angenommen.

Der Spaltungsschwindel.

Die Frage der bürgerlichen Zeitungen festgenagelt. — Die Ortsgruppe Alexandrow steht geschlossen hinter der Politik der D.S.A.P.

Die bürgerlichen deutschen Zeitungen brachten am vergangenen Sonntag mit großer Aufmerksamkeit einen Artikel „Die Spaltung unter den deutschen Sozialisten in Kongresspolen“. Es wurde darin behauptet, daß die Ortsgruppe Tomaschow mit der Politik der Partei nicht einverstanden ist. Ferner wurde ganz positiv behauptet, daß zwei führende Vorstandsmitglieder der D.S.A.P. in Alexandrow die Liste 18 mitunterzeichnet und versprochen haben, für diese zu werben.

Wir haben bereits am Sonntag festgestellt, daß in Bezug auf Tomaschow die Tatsachen verdrängt wurden und werden hierüber noch näheres bringen. Schon jetzt aber ist es uns möglich, klarwandfrei festzustellen, daß die Nachricht über Alexandrow glatt aus der Luft gegriffen wurde. Der Vorstand der Ortsgruppe der D.S.A.P. in Alexandrow hat auf Grund der Nachrichten in den bürgerlichen Zeitungen am Sonntag eine außerordentliche Sitzung einberufen, um festzustellen, ob etwas Wahres daran sei. Alle Vorstandsmitglieder erklärten mit der größten Entrüstung, daß sie gar nicht daran denken, die Liste 18 zu unterstützen, geschweige denn sie zu unterzeichnen. In Anwesenheit sämtlicher Mitglieder des Vorstandes wurde einstimmig folgender Beschluß gefaßt:

„In Zusammenhang mit der Nachricht der beiden bürgerlichen Zeitungen vom 4. d. M., wonach zwei Mitglieder unserer Ortsgruppe die Liste 18 unterzeichnet hätten, wird folgendes festgestellt: Es ist nicht wahr, daß die Liste 18 von zwei Mitgliedern unseres Vorstandes unterzeichnet wurde. Die außerordentliche Vorstandssitzung verurteilt aufs

schärfste die Ägentalität der deutsch-bürgerlichen Blätter. Weiterhin geben alle Vorstandsmitglieder den Willen kund, nur für die Liste 2 zu werben und heißen die von den obersten Parteinstanzen eingeschlagene Richtung gut.“

(—) J. Huf, Vorsitzender, B. Scheller, Schriftführer, J. Bloch, R. Rau, R. Burckard, G. Hartmann, A. Bengsch, E. Gendzior.

Die genannten Vorstandsmitglieder haben diesen Beschluß persönlich unterzeichnet. Es besteht also kein Zweifel, daß der gesamte Vorstand einmütig hinter der Liste 2 steht, was ja auch in der von ihm energisch betriebenen Wahlaktion zum Ausdruck kommt. Abgesehen ist vor zwei Wochen in einer Mitgliederversammlung der D.S.A.P. in Alexandrow die Wahlakt der Partei bereits einstimmig gutgeheißen worden. Für uns war es von vornherein klar, daß die Nachricht der „Freien Presse“ eine dreiste Lüge ist. Der obige Beschluß aber wird allen über die Lügenmethoden der bürgerlich-deutschen Zeitungen die Augen öffnen.

Vor den Wahlen.

Blutige Vorkwahlversammlung des katholischen Nationalen Blocks.

Stromfist wird mit Eiern beworfen.

Am Sonntag fand im Saale der hygienischen Gesellschaft in Wiskau eine Vorkwahlversammlung der Liste 24 statt. Zu der Versammlung waren über 1000 Personen erschienen. Sprechen sollten die Kandidaten der Liste 24 Frau Dr. Ballica und der gewählte Abgeordnete Stromfist. Frau Ballica wurde in ihrer Rede nicht gehört. Als jedoch Stromfist die Rednertribüne bestieg, entstand Lärm. Raum hatte Stromfist den ersten Satz ausgesprochen, ertönte im Saale ein lauter Pfiff. Gleichzeitig wurde vom Ende des Saales eine ganze Menge Eier in der Richtung der Rednertribüne geworfen. Einige Eier trafen Herrn Stromfist, andere zerschlugen sich an der Wand. Die gelbe Flüssigkeit ergoß sich auf die in der Nähe sitzenden Personen u. a. auf die an der Wand stehenden Vertreter des Regierungskommissariats und der Presse. Im Saale kam inzwischen eine Schlägerei in Gang. Spazierstöcke und Stühle wurden in Bewegung gesetzt. Es entstand eine Panik, wobei ein Teil der Versammelten sich zum Ausgang drängte. Herr Stromfist blieb jedoch auf der Tribüne, um die Versammlung weiterzuführen. Inzwischen trat jedoch eine starke Polizeibeamtung ein, die den Saal zu räumen begann. Die Schlägerei hörte jedoch nicht gleich auf, sondern wurde im Korridor und auf der Straße fortgesetzt. Einige Personen wurden verwundet. Die Polizei konfiszierte mehrere Spazierstöcke und verhaftete 20 Personen, die jedoch nach erfolgter Legitimierung wieder freigelassen wurden.

Aus dem Wahlreferat.

Gestern hat die Bezirkswahlkommission dem Wahlreferat beim Magistrat ein Exemplar der endgültig bestätigten Wählerlisten überreicht. Im Laufe von 5 Tagen, beginnend mit dem 9. Februar, werden die Listen in den einzelnen Wahlkommissionen nochmals zur Durchsicht ausgesetzt. In diesen 5 Tagen werden alle Wähler die Möglichkeit haben, die Listen nachzuprüfen. Sie haben jedoch nicht mehr das Recht, Reklamationen wegen Nichtnennung einzubringen.

Die Erklärungen der Kandidaten über ihr Einverständnis zur Aufstellung der Kandidatur müssen spätestens bis zum 11. Februar eingereicht werden.

Dr. Drobner verhaftet.

Der Spitzenkandidat der Liste 34 (Unabhängige Sozialistische Partei) Dr. Drobner aus Krasau ist in Bromberg verhaftet worden. Dr. Drobner kandidiert in Lodz, in Bromberg, in Rastisch, in Dombrows und in Schleien.

Eine Wählerversammlung des „Bund“ aufgelöst.

In Warschau fand im Saale des Theaters „Scala“ eine außergewöhnlich zahlreich besuchte Vorkwahlversammlung des „Bund“ statt. Es sprachen Michalowicz, Wilner und Nowogrodzki. Während der Rede des letzteren entstand im Saale großer Lärm, der durch mehrere verdächtige Individuen herbeigerufen wurde. Da der Tumult kein Ende nahm, löste der aufsehbare Vorsteher der Polizei die Versammlung auf.

Ein Propagandafilm der Monarchisten.

Im Kino „Pan“ in Warschau gelangt ein Propagandafilm der monarchistischen Organisation zur Vorführung. Der Film hat den vielgeliebten Namen „Ohne Wert“ (nos: ohne König) und stellt die republikanische Staatsverfassung in das schwärzeste Farbbild, wobei gleichzeitig die „herrliche“ Vergangenheit des monarchischen Polen hervorgehoben wird.

Leb und verbreitet die „Lodzer Volkszeitung“!

Das Fest der deutschen Arbeiterlänger.

Der Augenblick war mein,
Ich habe meine Freunde ausgeliebt.
Th. Körner.

Der Arbeiter von heute darf beim Einblickhalten in seine gegenwärtige Lage doch gewissermaßen leichter aufatmen. Wohl sind es noch Felsenblöcke, die die Arbeiterschaft aus dem Wege, der zu ihren Kampfzwecken führt, zu räumen hat, doch ist aber das Daseinsdunkel des heutigen Arbeiters bereits vom Glanz der aufgehenden Menschheitssonne bestrahlt. Wenn wir deutschen Arbeiter Polens auf unsere Kampforganisation schauen, so können wir stolz empfinden. Wir haben eine Kampffront für die großen Forderungen, wir besitzen aber auch gleichsam diejenige Organisation, die in unserem Lebenskampf eine gewichtige Rolle als Kulturfaktor spielt. In den großen Kreisen der kulturellen Bestrebungen der D. S. A. P. ist seit geraumer Zeit die Pflege des Gesanges miteinbezogen worden. Fast jede Ortsgruppe besitzt einen größeren oder kleineren Gesangchor, der emsig an der Pflege des deutschen Liedes arbeitet. Und der Erfolg dieser edlen Bestrebungen ist nicht ausgeblieben, denn so manches von der grauen Schicksalsmacht des Lebens zermürbte Arbeiterherz hat in der Stundendeckung Stille gefunden.

Ein Beweis des von Erfolg gekrönten Arbeiterlangeweihens war auch der Unterhaltungsabend des Männerchores der D. S. A. P. bei der Ortsgruppe Lodz. Zentrum. Eine frohgelante Sängerschar fand sich am vergangenen Sonnabend im Lokale des Kirchengesangsvereins „Eckel“ zusammen. Helle Freudenstimmung erfüllte den gut besetzten Festsaal. Die proletarischen Sangesprecher ließen voll und ganz ihren Mann, so daß die Feier im gemächlichen, genusspendenden Rahmen ihren Verlauf nahm. Der Feier Grundlinie, eine gediegene, schön zusammengefaßte Programmsfolge, nahm mit einer feurigen Begrüßungsansprache des Gen. Richters ihren Anfang. Gen. Richter, erster Vorstand des Männerchores, begrüßte die Festteilnehmer in warmen Worten und würdigte anerkennend die schönen Fortschritte des seit 3 Jahren bestehenden Gesangschores. Fleiß und Ausdauer, das waren die Triebkräfte des Chores. Hierauf trat die festgebende Sängerschar mit ihrem jungen Chormeister vor die Kompe. Aus hellen Akkorden klangen einbrechend die schönen Melodien der Lieder: „Heut ist heut“ von R. Baumbach und „Wilde Rosen“ von S. Bock in den Festsaal. Die verständnisvoll vorgetragenen Lieder brachten den Sängern großen Beifall. Nach dem Gesange folgten zwei Violoncellos des Gen. Essenberg mit Zitherbegleitung. „Traum der Ewigkeit“ von J. Hoffmann und „Liebesträume“ von Denice ließen die vom Klangspiel des Cellos getragenen Vorträge. Der Reiz der kläglichsten Vortragsweise des Solospielers wurde durch die angelegte Zitherbegleitung des Herrn Mantel gesteigert. Im „Fischhaus“ ließ das zur Aufführung gelangte einaktige Trauerspiel von L. Bernhard. Die Mitwirkenden legten eine lebendige Spielweise an den Tag, so daß der stimmungsvolle Inhalt des Schauspiel bestens zur Wirkung kam. Den zweiten Programmteil eröffnete der Chor mit den Liedern: „Aus der Jugendzeit“ und „Liedchen“. Auch diese Gesänge bewiesen das hohe Können der eifrigen Sängerschaft.

Jetzt wartete Gen. Schmidt mit seinem Mitrepetitor auf und lud damit so manchem Lacher an. Bevor der Tanz zur Geltung kam, brachte die Bühne noch das spöttische Stüßspiel „Fuchs in der Falle“. Die brillante Darstellungsart der Mitwirkenden Gen. Weigt, Zuchowitsch und Richter löste im Zuschauerraum großen Beifall aus. Nun trat der Tanz als Dominante auf. Gute Streichmusik hielt die Tänzer vollens im Fluß. Während die Jungen tanzten, unterhielten sich die Alten an den geschmückten Tischen. Die gute Bewirtung wühlte gleichfalls die Stimmung aufrechtzuhalten. Und so graute bereits der Sonntagmorgen, als man sich auf den Heimweg machte. Jeder der Teilnehmer feierte, befeuert vom Sinn der vorangegangenen Dichterworte, heim.

Das große Fest der Volksschule Nr. 103.

Volksschule sind Familienfeste, ja weitergegriffen — Arbeiterfeste im besten Sinne des Wortes. Am letzten Sonntag war es die deutsche Volksschule 103, die ihre Pforten zu einem herartigen, im großen Maßstabe angelegten Feste öffnete. Der Saal in der Konstantiner Nr. 4 war von freudestrahlenden Buben und Mädchen, von Vätern und Müttern bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Sehnsucht nach Freude hatte ihrer Erfüllung. Bevor aber das Kindertheater mit seiner Unterhaltung einsetzte, wurde die große Festfeier durch eine Ansprache begrüßt. Der Hauptvortrag der Schule, Herr Oskar Dreher, gab in seiner Rede der Freude Ausdruck, daß die Veranstaltung solch großes Interesse hervorgerufen habe. Es ist dies ein Beweis, daß die Elternschaft mit der Schule Hand in Hand gehen will. Die Mütter der Lehrer und die mitwirkenden Schüler und Schülerinnen sei somit durch dieses zahlreiche Erscheinen bestens belohnt. Die Ansprache ließ den Gesang des Schulchores folgen. Die hellen Kinderstimmen wühlten schön und brachten der Schule Ruhm ein. Jetzt ging der Bühnenvorhang in die Höhe und volle Märchenpracht, versendet durch liebe Kindergehaltn, entfaltet sich. „Wolkuskiel Zieml“ ließ dieses polnische Märchen, dessen Akte in den Händen der Lehrerinnen Frau Diczak und Frau

Busse lag. Die kleinen Darsteller, in ihren Zwerggewändern, spielten allzu brav. Die schöne Aussprache der Darsteller verdient volles Lob. Besonders nett wirkte in ihrer schönen und sicheren Spielweise die kleine Irene Hahn. Wenn schon der Beifall bei dieser Aufführung groß war, so steigerte sich noch dieser, als Till Eulenspiegel mit seinen Streichen begann. Das Publikum applaudierte und lachte, denn schließlich waren auch die jungen Spieler so späßig in ihren Rollen, daß man einfach nicht anders konnte. Max Junke als Eulenspiegel war recht brav. Auch der König (Geisler), sowie das pfiffige Zwerglein machten ihre Sache gut. Na und der Leibarzt, den Josef Kociolek gab, das war tatsächlich eine Märchenfigur, wie sie leicht und leicht. Darum dem kleinen Doktor im schwarzen Zylinder und mit großer Rezepttasche auch an dieser Stelle ein Bravo! Tischkowski als Mondscheinchen wirkte anmutig. Aber auch die anderen Mitwirkenden leisteten ihr Bestes. Nachdem Herr Dreher im Namen der Elternschaft dem Schulleiter Schwall und der Lehrerschaft Dank ausgesprochen hatte, setzte allgemein fidele Stimmung ein. Man tanzte und unterhielt sich in ungehinderter Weise. Eine tüchtige Wirtschaftsleitung sorgte für reichhaltige Erfrischungen.

Vereine • Veranstaltungen.

Die Generalversammlung im Männergesangsverein „Concordia“. Am Sonntag hielten die Concordianer bereits in ihrem neuen Helme, Glumakstraße 17, ihre Generalversammlung ab. Die Sitzung eröffnete um 5.20 Uhr der Vizepräsident Herr E. Goll. Nach dem Verlesen des Protokolls der letzten Monats-

An alle Deutschen!

Vollgenossen! Wir stehen vor ersten und schweren Aufgaben. Die bevorstehenden Wahlen werden über die Zukunft unseres Volkes entscheiden. Wir haben einen harten Wahlkampf zu führen, um die wirtschaftlichen und kulturellen Interessen unseres Volkes zu schützen.

Der Wahlkampf erfordert große Geldmittel. Wir rufen daher alle Deutschen auf, Opfer zu bringen für die Zukunft unseres Volkes.

Deutsche! Spenden reichlich für den Wahlfonds. Spenden werden täglich im Wahlbüro, Petrikauer 109, sowie von den Vertrauensmännern des Wahlkomitees entgegengenommen.

Das Hauptwahlkomitee der D. S. A. P.

führung durch den Schriftführer, Herrn O. Popp, und des Revisionsberichts durch Herrn Karl Barth legte die alte Verwaltung ihre Ämter nieder. Die Anwesenden wählten Herrn O. Popp als Versammlungsleiter, die Herren Oskar Kohler und Theodor Gyorowski als Beisitzer sowie Herrn O. Rojnah als Schriftführer. Herr Karl Schulz verlas die Protokolle der letzten sowie der außerordentlichen Generalversammlung. Aus dem von Herrn O. Popp erstatteten Tätigkeitsbericht ist zu ersehen, daß der Verein augenblicklich 118 Mitglieder zählt, von denen 73 aktiv sind. Im vergangenen Vereinsjahre wurden unter der Leitung des Bundesbirggen, Herrn Frank Pohl, 47 Singkünden abgehalten, an denen sich durchschnittlich 40 Sänger beteiligten. Die Wahlen hatten folgendes Ergebnis: Präses — Oskar Kohler, Vizepräses — August Friedrich, 1. Vorstand — Otto Rojnah, 2. Vorstand — Karl Barth, 1. Vorstand der Passiven — Karl Schulz, 2. Vorstand — Reinhold Hausschild, 1. Kassierer — Edmund Goll, Stellvertreter — Hugo Sandner, 1. Schriftführer — Reinhold König, Stellvertreter — Alfons Heide, Notenwart — Reinhold Kurz, Roman Kahl, Julius Gelele, Wirt — Hugo Hoch, Wilhelm Wegner, Reinhold Lange. In die Revisionskommission wurden die Herren Alfons Kozarski, Emil Kohler, Alfred Geisler gewählt. Der Vergütungsanspruch rekrutiert sich aus folgenden Herren: Arthur Oberländer, Edmund Schaal, Johann Lange, Julius Adler, Julius Triebke und Alfons Heide. Der Lieberauschluß besteht aus den Herren: Philipp Meißner, Alfons Kozarski, Robert Müller und Otto Rojnah. Ferner wurde beschlossen, am Dienstag, den 7. 1. M., um 8 Uhr abends, im neuen Lokale eine Einzugsfeier zu veranstalten. Am Fastnachsttag soll ein großer Faschingsrummel stattfinden. Der Präses, Herr Kohler, hielt eine lehrreiche Schlussansprache, in der er die Sänger zu erneutem Eifer anspornete.

Buchhalter-Sektion des Kommissvereins. Heute, Dienstag, um 8 1/2 Uhr abends, findet im Vereinslokale, Rosciuszko-Allee Nr. 21, die 1. Monats-

ber Buchhalter-Sektion statt. Um möglichst vollzähliges Erscheinen wird gebeten, da die Tagesordnung recht interessante und wichtige Punkte aufweist. Außerdem werden weitere Beitrittsanträge für die Buchhalter-Sektion entgegengenommen.

Vortrag. Diesen Donnerstag, den 9. Februar 1. J., um 9 Uhr abends, hält im Saale des Kommissvereins, Rosciuszko-Allee 21, Herr M. z. Döring einen Vortrag über das Thema: „Das Werden und Sein der polnischen Kultur“.

Aus dem evang.-luth. Posaunenverein „Jubilate“. Am Donnerstag, den 2. Februar a. c., fand im eigenen Vereinslokale, Petrikauer 283, im zweiten Termin unter dem Vorsitz des Herrn Pastors J. Dietrich in Anwesenheit von 48 aktiven und passiven Mitgliedern die diesjährige Generalversammlung statt. Dieselbe wurde von dem Präses des Vereins Herrn Konf. Pastor J. Dietrich eröffnet. Zunächst wurde das Protokoll der letzten Generalversammlung vom Schriftführer Wilhelm Gampe verlesen. Den Tätigkeitsbericht erstattete der zweite Vorsitzende des Vereins Reinhold Rehring. Zu Beginn des Jahres zählte der Verein 104 aktive und passive Mitglieder sowie ein Ehrenmitglied. Das Andenken der durch den Tod entzogenen Mitglieder wurde durch Erheben von den Sängern, mit einer Ansprache des Herrn Konf. Pastor J. Dietrich und einem Posaunenspiel „Wenn ich einmal soll scheiden“ geehrt. Im Laufe des Vereinsjahres fanden 1 Generalversammlung, 1 außerordentliche Generalversammlung, 7 Verwaltungssitzungen, 7 Monatsversammlungen und 50 Übungskunden statt. Dieselben wurden durchschnittlich von 26 Mitgliedern besucht. Der Verein nahm auch an verschiedenen Festlichkeiten teil, wie z. B.: in der St. Mathäuskirche wurde an Gottesdiensten 20 mal gesungen, an verschiedenen Veranstaltungen des männlichen und weiblichen Jugendbundes und des Frauenvereins der St. Mathäuskirche 4 mal. Der Verein beteiligte sich u. a. am Gauftag in Wschadow, am Posaunenfest zu Gorkow, an dem Gemeindefest im Garten „Jasieje“ und am großen Jugendkongress. In Trauungen wurde 4 mal gespielt, zu Beerdigungen 15 mal, davon wurde auf letzteren 3 mal unentgeltlich geblasen. Der Verein selbst veranstaltete in diesem Jahre 1 Stiftungsfest und 1 Wahlfest. Wie aus dem Bericht hervorgeht, war der junge Verein tüchtig an der Arbeit und dank der Verwaltung mit Reinhold Rehring an der Spitze, die es verstand das Werk zu leiten, hat der Verein große Fortschritte gemacht. Es wurden 15 neue Instrumente im Werte von über 4000 Zloty angeschafft. Auf musikalischem Gebiete machte der aus 28 Bläsern bestehende Chor, dessen Leitung in den Händen des Herrn Kapellmeisters Artur Kaiser liegt, große Fortschritte. Der Vereinskassierer Julius Seidel gab Bericht über den Bestand der Kasse. Es sind an Einnahmen Zl. 2387,46 und an Ausgaben Zl. 2282,05. Mitteln ist in der Kasse ein Bestand von Zl. 105,41. Für Eifer wurden die Herren J. Seidel, W. Gampe, A. Jenzel, A. Kurz, L. Stach sowie Reinhold und Eugen Rehring ausgezeichnet. Außerdem wurde der Vizepräses des Vereins, Herr Stadtverordneter Reinhold Rehring, für unermüdliches Arbeiten und tüchtiges Leiten des Vereins mit ein besonderes Abzeichen ausgezeichnet. Herr Konfistorialrat Pastor J. Dietrich ergriff nun das Wort und schilderte in kurzen die Arbeiten in diesem Verein, welche die Verwaltung übernommen hat und die so erfolgreich zur Durchführung gelangt sind und sprach im Namen aller Vereinsmitglieder der alten Verwaltung den innigsten Dank aus. Herr L. Brungloff erstattete im Namen der Revisionskommission Bericht, daß sämtliche Vereinsbücher bei der Revision in bester Ordnung angetroffen wurden. Nach Entgegennahme der Berichte wurde die alte Verwaltung entlastet und zur Neuwahl geschritten. Zum Versammlungsleiter wurde Herr Konfistorialrat Pastor J. Dietrich gewählt, zu Beisitzenden die Herren: Julius Heide, Hugo Draakenberg und Julius Schönhals. Zum Schriftführer wurde Herr Emil Friedrich ernannt. Neu aufgenommen wurden 22 Mitglieder. Gegenwärtig zählt der Verein 114 aktive und passive Mitglieder. Die Neuwahl ergab folgendes Ergebnis: Präses des Vereins — Konfistorial J. Dietrich, Vizepräses — Stadtverordneter Reinhold Rehring, Vorstände der Passiven — W. Heide und Julius Heide, Vorstände der Aktiven — Eduard Dedert und A. Jenzel, Kassier — Julius Seidel, Gehilfen des Kassierers — L. Stach und A. Krumpf, Schriftführer — Emil Friedrich und Wilhelm Gampe, Archivare — Eugen Rehring und Otto Jesse, Vereinswirt — Krajewski und J. Fischer, Lokalmitt — Adolf Kurz, Delegierte für die Vereinsleitung — Otto Jesse und Adolf Schmalz, Revisionskommission — L. Brungloff, J. Lucius und Adolf Schmalz, Polotogekommission: D. Dietrich, H. Draakenberg, A. Morgentaler, J. Schönhals, D. Witsch, A. Schmalz und Kullisch; Vergütungskommission: E. Friedrich, A. Hoffmann, D. Witsch, D. Jesse und J. Gadel. Zum stellvertretenden Dirigenten wurde D. Heidrich gewählt. In den freien Anträgen wurde beschlossen, den Monatsbeitrag für aktive Mitglieder bis auf 50 Groschen herabzusetzen.

„Opium-Kellerei“. Auf dieses Thema hält heute am Abend um 7.30 Uhr der Generalsekretär des Jugendbundes für E. C. Paul, Stolpmann-Berlin einen Vortrag. Derselbe findet im Saale der Christlichen Gemeinschaft, Rosciuszko-Allee 57, statt. Eintritt frei.

Für freie Stunden

Die Beteuerung der Koziken

Von Ventura Garcia Calderon.

Das Betäubungsmittel hatte glänzend gewirkt: alle Fische waren im Rausch und trieben, den Bauch in der Luft, an der Oberfläche. Langsam schaukelten sie, zierliche Paichos und große, metallisch schimmernde Kochen, bis an die Finken, wie sie, eng aneinander gedrängt wie in einer Cardenbüchse, liegen blieben. Unser Gefährte Vater Tadeo, ein tüchtiger Missionar, der aber trotzdem einen guten Browning trug, schmunzelte.

Sogar die Schildkröten werden betäubt sein. Ein drohender Unheil, wenn im Mondenschein ihre regungslosen Beine vier Furchen durch das Wasser ziehen!

In einem schmalen Kanal zwischen dichtem Röhricht hatten wir vom Vater sorgfältig aus Jacquiniswurzel hergestelltes Barbaco geschüttet, das unüberwindlichen Schlaf hervorruft. Die Fische kommen an die Oberfläche, haben keine Kraft mehr, zu schwimmen und man kann sie mit den Händen greifen. Während ein Indianer jetzt daran ging, die Körbe zu füllen, erzählte Vater Tadeo:

Sie haben wohl von Cuzima gehört, dem mächtigsten Magisten des Amazonas. In seiner Hütte aus Ebernholz hält er wenigstens fünfzig schöne, dem Campa-Indianern geraubte Frauen, so viele Kinder, wie man überhaupt haben kann und dazu die bewundernswürdigsten Zauberer des Urwaldes. Das sage ich ohne zu scherzen, denn ein Zauberer ist vor allem ein sozialer Arzt, der alle Heilkräfte seiner Dämonie gründlich kennt. Und vergessen Sie nicht, daß die Welt das Chinin, die Coca, den Perubalsam und was weiß ich noch, Ihrem Lande verdankt! Das aber macht meine Geschichte bemerkenswert: Ich hatte gegen den allerschlimmsten Krampf, den riesigen Cancri, zu kämpfen. Welch seltsame Dinge er nicht vermochte! Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie er bei einem Indianer diesen entsetzlichen Wurm, den Cuntio, der Menschen und Tiger aushöhlt, herausholte. Ganz leise pflügte er eine süße Melodie, bis der Wurm den Kopf hervorstreckte, um zu kugeln. Nur dann kann er gefahrlos gedrückt werden. Sie wissen, ich habe in meinen Worten, aber ich berichte nicht als wahrer Zauberer. Doch diese faszinierende Geschichte will ich Ihnen ein andermal erzählen.

Wie ich schon sagte, hatte ich ein Häubchen zu rupfen mit Cancri, dem Fürsten aller Urwaldzauberer. Er kannte mich gar genug. Ganz natürlich! Der ganze Amazonas kennt mich. Unter einem roten Kräftig von Palmblättern habe ich seine Kammern mit dem Wasser der Andenflüsse getauft und vorstichtige Wesen geleitet für diese neuen, zögernden Christen, die nicht wagen, ihre Kräfte an der Hand zu lassen. Ich selbst behielt meine langen Stiefel dabei an, auch die Drillschoten unter dem Messgewand und dicht bei mir stand mein Diener mit dem Revolver, den ich nicht unter dem Chordarm verdecken konnte. Von Magier getrieben, kamen die Indianer, Kausch einzutauschen und versprachen, sich auf der Stelle bekehren zu wollen, wenn der neue Gott ihnen kleine Spiegelchen gäbe, um ihre schönen, geometrischen Masken zu betrachten, mit denen sie den Frauen gefallen wollten. Ah, wie viele Don Juans findet man im Urwald!

Cancri, der über dieses Alter hinaus war, gelüftete es nach nach meinen bunt gemalten, noch den Spiegeln; und einmal nach den neuen, scharfen Masken — das beste Masken des Amazonas, den Kräftig herzustellen. Eine einzige Sache reizte ihn: die seltsame Fähigkeit, die ich aus meinem Kausch trank und von der man Wunderdinge erzählte. Ein anderer, ferner Gott hatte mir, wie er glaubte, damit eine unerhörte Gewalt verliehen, mir nützliche Geschenke zu verschaffen und mit ihnen die friedlichen Stämme zu bekehren. Mit einem Wort, ich war der furchtbare Zauberer der weißen Männer, den man aus nächster Nähe erschauen mußte.

„Dah“ sah ich seiner ansichtig wurde, beobachtete er mich ganz ruhig, als ich meinen neuen Christen auf einer kleinen Holzbohle die Messe las. Das an einen Baum genagelte Kräftig, alle diese auf Jahrhunderte alten Humus mienenden Masken, die unter dem Gezwirne von tausend schillernden Bögen eine Scharf sangen — ich versichere Sie, es war ergreifend.

Und dies ist der wörtliche Rapport, — ich habe ihn später erfahren — den Cancri seinem Herrn machte:

„Er legt über seine Schulter eine Art Hemd ohne Aermel, sehr, sehr hübsch, fast so grün wie die Papageien; mit diesen Zeichnungen, den Schalen der Schildkröten nicht mächtig. Anschlagend spricht er zum Teufel, dessen Affenlopf ich deutlich im Rausch des Barmes erkannte, hebt ein Stillechen Brot und weiß wie unser Manioka, aber rund, verschluckt es und wagt sofort an einem großen, goldenen Krug. Das Getränk muß sehr stark sein, denn er hat sofort ein lautes Stöhnen, bis er, — er nimmt sein Hemd ab. Dann bringt ihm sein Teufel Spiegel und Ketten aus Glas, viel schöner als unsere aus Eisenblech.“

Dem Koziken Cuzima, dessen Augen beim Aufbreit aus den Höhlen traten, sagte diese unbekannte Kunst, zu trinken und vom Himmel allerschönste Geschenke zu erhalten, außerordentlich zu. Sofort befehl er, sich mit allen möglichen Vorsichtsmäßigkeiten dieses Zauberers zu bemächtigen, der mehr wollte als die Feigen.

Ich werde Sie nicht ermüden mit den Einzelheiten meiner Beobachtung, die nicht schwierig war, denn meine kleine Herbe hatte keine kriegerischen Eigenschaften. Kurz, als ich eines Tages friedlich schlief, sprangen einige glänzende Gestalten von den nächsten Bäumen und überwallig mich. Hände und Füße gebunden, schleppten sie mich auf einer Bahre zur Hütte ihres Koziken, der Hals rauchte, um aus der Träumung zu erraten, ob er mit mir fertig werden würde. Er empfing mich mit größter Artigkeit, das heißt, seine Lieblingsfrauen brachten mir in schön geschulten, bemalten Korbgeflecht des Manioka, reife Bananen und getrocknete Kakaobitter.

Während er trank ich, genau, um die Geister ihrer Taten nicht zu erzürnen. Dann gab man mir zu verstehen, daß ich unverzüglich Messe lesen sollte. Sie haben es sehr eilig mit ihren Kräftigen, diese großen, wilden Kinder. Vor allem lag ihnen daran, das wunderliche Getränk zu kosten, dessen rätselhaft Macht ihr Zauberer so sehr rühmte. Doch bei meiner gewaltigen Festnahme hatte man die Gefäße mit dem Wein für die Messe schon lassen.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich in meiner langen Missionstätigkeit niemals derart in Verwirrung geraten bin. Und wenn es mein Leben kosten sollte, die Seelen wollte ich retten. Aber diese Possenreißer würden nur eindrucksvolle Tatsachen verstehen, einen eindeutigen Beweis für die Macht des neuen Gottes. Meine Oberen haben mir später verziehen. Ich entschloß mich also — Fischen Sie nicht — eine Scheinmesse zu lesen und dann Cuzima zu verwenden. Schließlich ist die Cuzima der Welt Peru und schon manche Theologen haben bedauert, daß sie für die freeständige Messe nicht erlaubt ist. Alles andere war zur Stelle: ein großer Stein als Altar, mein Messgewand und das Kräftig.

Eine seltsame, barbarische Messe mitten im Urwald! Die Kräfte in der Hand, die Geister frisch mit ziegelroter Farbe bemalt, ihre Frauen neben sich, standen regungslos hinter mir die Säpplinge. In meiner nächsten Nähe aber belauerten, um meine magischen Kräfte zu lernen, die Zauberer des Koziken jede meiner Gesten. Ich machte viele — möge mir der Allmächtige vergeben! — denn mein Ziel war, auf diese einfachen Gemüter Eindruck zu machen. Das schöne Kirchenlatein unter den diskreten, grünen Katakomben, das ferne Lachen der Affen wie ein Schern des Teufels — alles war sehr wirkungsvoll. Doch als ich die Cuzima aus dem Kausch trank — der Herr weiß, daß ich reine Absichten hatte — konnte sich der Kozike nicht länger beherrschen, sprang zu und entriß mir den Kausch.

Er probierte, zog eine Erntemaschine, nahm dann aber herofisch einen herzhaften Schluck. Nach ihm tranken sämtliche Säpplinge und die Lieblingsfrauen, doch auch sie verzogen das Gesicht wegen der Bitterkeit dieses Getränkes, das so gar nicht wie Cuzima schmeckte. Und warum? Ganz heimlich hatte ich ihr das in meiner Hosentasche aufbewahrte Betäubungsmittel zugefetzt.

Es war einmal ein Schuster in der Stadt Kiel, der hieß Hein Di. Er wohnte nur drei Häuser vom Rathaus entfernt und hatte sich über die Ohren in des Bürgermeisters Tochter verliebt.

Sie könnten auch denken, daß die Liebe unglücklich war. Hein Di hat jedoch den Mut nicht verloren, er hat sich Tag und Nacht bedacht, wie er die schöne Dotte doch noch gewinnen könnte.

Nun hat Hein Di eines Nachts bei Vollmond sehr spät vor seiner Tür gestanden, vielleicht hat er nicht schlafen können, denn es war ein sehr schöner und heißer Tag gewesen. Da ist es geschehen, daß die Wittefrau mit einem großen Zug Vögel vorbeikam. Das war ein Zipren und leises Schilpen und Singen dazu, man mußte seine Lust daran haben.

Wie Hein Di aber noch die Augen aufreißt, kommt die gute Frau selbst auf ihn zu und bittet ihn, ein wenig Wasser für die Tiere hinzustellen. „Gewiß“, sagt der Schuster eifrig, bringt einen großen Eimer voll, und es ist eine Freude, zu sehen, wie die kleinen Tiere darüber herflattern.

Hein Di ist sehr vergnügt über seine gute Tat, er tritt neben die Wittefrau und wartet ja nun auch, daß er drei Bänke tun darf. Aber die Goldfische lag und sagt nichts, sie hat ihn wohl ganz vergessen. Da wird er bange, daß er um sehr viel kommt, er räuspert sich und tragt sich vernehmlich hinterm Ohr.

„Schlechte Zeiten, Frau Gode!“ fängt er an. „So?“ sagt sie milde und lacht die fernen Vögel, die das Wasser noch nicht gefunden haben.

„Das Bier wird immer teurer, und die Kunden sehen sich alles an und laufen wieder aus dem Laden.“

Die Wittefrau nickt freundlich, aber es ist, als wollte sie ohne Dank bei Hein Di vorbeiziehen. Dem wird bald heiß, bald kalt.

„Ich möchte —“ sagt er da tapfer und sieht verlangend Frau Gode an.

„Was möchtest du denn?“ fragt sie während, „aber bedenke es gut.“

Da merkt Hein Di, daß er einen Wunsch frei hat, aber er ist scham und will drei daraus machen.

„Ich möchte“, sagt der Schuster, „daß jeder, der auf meinen Stühlen anprobiert, so lange kleben muß, bis er was gekauft hat.“ Er grinst ein wenig, er hat nämlich drei Stühle.

Frau Gode nickt und seufzt, aber vielleicht hat sie von Hein Di keinen besseren Wunsch erwartet. Dann lacht sie die Vögel, und sie wandern wie in gläsernem Mondlicht von dannen.

Na, das ging ja von nun an hoch her im Schusterladen. Gleich den ersten Vormittag rückt und drückt die Knirschheit auf den Stühlen herum und wühlt dies und das, und wahrhaftig geht keiner von dannen, ohne daß nicht ein Paar Stiefel mitwandern. Kaum kommt Hein Di noch zum Nicken, so viel hat er zu tun. Zwischen durch aber rechnet er aus, wie rasch er reich sein wird, und wann er sich in den Rat wählen lassen soll. Und er träumt weit voraus, wie er den Herrn Bürgermeister werden und was er wird, bis der eines Tages selbsterstirbt in seinen Laden kommt und ihn fragt: „Hein Di, das beste ist doch, mir zu versorgen und. Wie war's, wenn du meine Tochter zur Frau nimmst?“

Wie der Schuster nun so vergnügt hin und her denkt und glückt und in den Schrank langt und seine Schläue auf ein Stillechen hochleben läßt — ausgerechnet da kommt die schöne Dotte, von der er eben träumt, auf seinen Laden zu. Na, er schlägt um. Was kostüber ins Schach hinein und mit einem Krach die Tür aufgerissen.

„Ah“, sagt das Fräulein etwas hochmütig, „ich will mir nur fünf ein Paar Langschuhe anschauen, was hat der Meister denn auf Vorrat?“ Spricht's und steht sich auf einen der drei Klebstühle, daß Hein Di ganz funterbunt zu Grunde wird.

„Ach du lieber Gott“, höhnt er, „Langschuhe habe ich nun gerade nicht da, sind alle ausverkauft. Aber, ich will gleich Schuh und Götze holen!“ Und er steht mit einem langen Schuster auf den Schuh der schönen Dotte, der unterm Rad heranzwippt.

Ob er's bis zum Abend machen könnte? fragte die Jungfer. Na, er wollte sein Bestes tun! sagt Hein Di flink.

Das genügt der schönen Dotte aber nicht, sie will weitersehen. Denn abend ist ein Prinz da, da muß sie bestimmt die allerhöchsten Schuhe haben.

Mit dem Aufspringen ist es aber nichts. Der Stuhl hoppt ein wenig, aber die schöne Dotte muß sitzen bleiben und Hein Di rennt in Todesangst umher. Er kommt mit zwölf Schuhen angelaufen, er beschwört das Fräulein, dies Paar und das Paar nur eben zu versuchen. Oh, er schlägt mächtig billige Preise vor, er hat ja ein schwebelgelbes Gewissen und hat die einzige Hoffnung, daß die schöne Dotte sich mit einem Kauf vom Stuhl abblößt.

Aber die Jungfer ist hochfahrend und dunkelrot vor Zorn. Sie rückt und drückt und meint, der Schuster wolle sie narren. Und am Ende schlägt sie ihn nur so an, hebt verzweifelt den Kopf hoch, wirft ein Zug darüber und trägt ihn hinter sich schmerzhaft zu ihrem hohen Vater aufs Rathaus hinüber.

Was folgte, ist leicht zu erraten. Alles schief ein, doch nicht mit den nervösen Träumen, die ihr Kopf hervorruft, sondern mit der süßen Betäubung dieser im Mondlicht treibenden Fische. Auf ihre grausamen, mit Rufen bemalten Gesichtern legte sich ein saftiges Lächeln und milderte den wilden Ausdruck ihrer von einem Stück Rohr durchbohrten Lippen. Ob ich an Flucht dachte? Nein. Ich würde mich im Dickicht verirrt haben, um irgendeinem vergifteten Pfeil oder einer Schlange zum Opfer zu fallen. Und dann erwartete ich auch gespannt die Wirkung meiner frommen Rufe.

Als sie nach Stunden erwachten, umringten sie mich voller Respekt und eigenartiger Zärtlichkeit. Selbst Canris Grot war geschwunden. Wir verdankten sie diese Kelle in ein unbekanntes, liebliches Land — ein schwebendes, gleitendes, trübes Paradies. Mein Gott mußte härter sein als der ihrige und furchtbar seine Nase!

Und mit dem Wille dieses Paradieses ihrer Träume konnte ich ihnen schließlich den Himmel begreiflich machen, als ich diese Ungläubigen des Urwaldes für den Glauben an Christus eroberte.

Einzige berechnete Uebersetzung aus dem Spanischen von D. A. van Hebbert.

Hein Di und der Döwöl . . . Hans Friedrich Blum

Wie Hein Di nun währenddessen alle lebenden Stühle verwünscht und doch die anderen zwei mit zolllangen Nägeln in den Boden schlägt, damit sie ihm nicht mehr aus dem Hause getragen werden, kommt auch schon der Bürgermeister angeschwippt. Er ist so dick, daß man in Kiel sagt, der Döwöl habe ihn schon zweimal holen wollen, aber nicht mitgeschleppen können, und hat ein puterrotes Gesicht vor Zorn. Aber er ist ein ebenso gestrenger wie gerechter Herr, und weil es eine peinliche Sache ist, läßt er die zwei Amtsschreiber noch vor der Tür zurück.

Er schnauft ja schon mächtig, der Bürgermeister, wie er bei Hein Di in den Laden tritt und sieht sich nach einem Platz um. Der Schuster will ihn gerade noch warnen, da setzt er sich auf den zweiten Stuhl und Hein Di steht mit hängenden Ohren da und gibt heimlich zu, daß er heute noch am Hals hängen müßte.

Der Bürgermeister räuspert sich noch eine Weile, bis er wieder Luft hat, dann fragt er von unten herauf, was beim Donnerwetter Hein Di in die Krone gefahren sei. Und er schwingt den silbernen Knüttel und will sich erheben und brüllt, ob der Schuster nun augenblicks und in drei Döwöl Namen seiner Dotte das doppelte Geß wieder abnehmen wolle?

Hein Di ist ja ganz ergeben in sein Los. Er kann nicht einmal das Grinsen lassen, und wie der Bürgermeister das sieht, will er hoch und der Schande an die Kette schreien. Da kommt er aber nur, als habe ihn der Schlag gerührt. Und er merkt jetzt selbst, in dieser Schustererei wird gehert.

Was er denn in Rudus Namen eigentlich wollte? fragt der Bürgermeister, so verbucht ist er.

„Ah“, sagt Hein Di, „ich hab' mich so in die schöne Dotte verliebt. Und ich möchte sie zur Frau haben“, sagt Hein Di auch. Er ist jetzt ganz frech, er wird ja doch hängen müssen, denkt er.

Der Alte schreit wie ein Stier, und die zwei Amtsschreiber hören es durch den Türspalt, treiben das Volk von allen Fenstern und lassen keinen näher.

Es aber doch einer bei ihnen vorbeigekommen, und das ist nicht ihre Schuld. Wie sich die zwei Döwölle nämlich gerade noch wegen der schönen Dotte anschauen, ist ein dritter seiner Herr in den Laden getreten, und als der Bürgermeister ihn sieht, hält er mitten in seinem langen Stuch an und wird so weiß, wie er rot gewesen ist.

„Ich hier wohl vom Schuppen die Rede?“ fragt der Teufel lächelnd — der ist es ja.

„Gewiß werden hier auch Schuhe gepußt“, sagt Hein Di grob und spuckt dem fremden Herrn gleich auf die bekannten Schwabellippen, und er solle sich nur setzen, er käme auch noch daran. Da ist ja kein anderer Stuhl da als der dritte, und Vellhorn, der Döwöl, setzt sich.

Inzwischen hat der Bürgermeister wieder Luft gekriegt, aber ihm grimmelt und wimmelt es vor den Augen, es weiß wohl, weswegen der fremde Herr kam.

„Hein Di“, höhnte er, „hör' mal zu!“ Der scheint ihn auf einmal der einzige, der noch helfen kann. Hein Di, alles, was du haben willst, meinnetwegen auch die schöne Dotte.“ Er merkt ja, daß dieser Di ein Zauberer ist, und so einer ist vielleicht doch gut in Not und Stadtröment.

Gerade an der Zeit ist draußen auf der Straße allerschönster Frühling. Ah, die arme Jungfer Dotte kommt noch einmal in Hein Dis Laden herübergewandelt. Sie hätte sich den Weg durch das Volk gern geparkt, aber wie ihr Vater nicht heimkommt, hat sie eine Ahnung, als wenn auch er in große Not geraten sei. Sie tritt in den Laden, erkennt auch gleich den Fremden und steht sich voll Grauen ganz still auf ihren mitgebrachten Stuhl. Und sie merkt, daß sie einen von beiden erreichen muß, Hein Di oder den Döwöl. Da scheint es ihr doch besser, sich mit dem hohen Schuster zu vertragen.

„Hein“, sagt sie, und weiß zum Döwöl hinüber. „Sagst du auch fest?“

„Gewiß sagst er“, sagt der Schuster mutig, „und er soll wohl sitzenbleiben.“

„Dah“, sagt der Döwöl und will hoch und knietert und rattert und vergräht seine farnelmen Kleider.

„Hein!“ sagt die schöne Dotte, „wenn der hier Neben bleibt, und Vater und ich beide verwünschten Stühle loswerden, dann tang' ich heut abend mit dir Ratt mit dem Prinzen.“

„Kann geschehen“, sagt der Schuster und hält ihr trennend die Hand hin, er ist und bleibt ja ein vornehmer Mann.

Da ist der Vertrag ja nun eigentlich fertig, und Hein Di tut wie ein Zauberer und fängt an, der Jungfer und dem Döwöl jedem ein neues Paar Stiefel anzupassen, sehr kurz bei dem Dicken und ganz langsam bei der Jungfer Dotte. Und er verlangt drei zolllanges und sie bezahlen und begreifen immer noch nicht, warum er's will. Wie sie jedoch wieder einmal rücken, sind sie wahrhaftig vom Stuhl los und im großen Bogen um den schwebeligen Döwöl zur Tür. Nur der Bürgermeister kriegt fast noch einen mit der Schwanzgans an den Kopf, solche Ratt hat der Döwöl.

Na, kaum sind die drei draußen, geht ja ein großer Hallo los. Der Bürgermeister fällt Hein Di am den Hals.

Das Geheimnis um die Bank von England.

Türen, die niemand öffnen kann. — Von Tunneln und Mauern.

In aller Stille schreitet der Bau der neuen Bank von England vorwärts. Und in einer Heimlichkeit, mit der man den Bau einer Festung umgeben würde. Man hört nichts davon — denn die Presse schreibt nie darüber; man sieht nichts davon — denn die hohen Brettergänge verhindern jeden Einblick. Und die Arbeiter, heißt es, müssen einen Eid der Schweigenshaft ablegen, ehe sie angestellt werden.

Und all dies im Mittelpunkt der größten Stadt der Welt. Man weiß nur, daß viele geheimnisvolle Anlagen zur Sicherung der Bank eingebaut werden. Türen, die niemand öffnen kann, der das Geheimnis nicht kennt; geheime unterirdische Gänge, nur wenigen bekannt. Und ein System von Kanalisationen, das es ermöglicht, das ganze Gebäude in wenigen Minuten, wenn nicht Sekunden, unter Wasser zu setzen.

Man weiß, daß die Türen des Hauptgewölbes, das sich etwa fünfzehn Meter unter dem Erdboden befindet, aus Stahl hergestellt sind und daß jede über zwanzig Tonnen wiegt. Man weiß ferner, daß die Mauern des Gewölbes mit Steinen, 1,8 Meter lang, 0,6 Meter breit und 0,6 Meter dick, ausgelegt sind. Um diese Mauer herum zieht sich eine äußere Mauer, die 2,4 Meter dick ist. Und zwischen diesen Mauern patrouillieren Tag und Nacht Soldaten.

Eine wahre Festung also. Am merkwürdigsten am ganzen Bau jedoch ist und bleibt schon die Geheimlichkeit, mit der sein Geheimnis gewahrt wird. Schließlich kommen und gehen Tausende von Menschen ständig an dem neuen Bau vorüber und streifen mit ihren Armen die Gerüste. Und ahnen nicht, daß hier die neue Bank von England ihrer Vollendung entgegengeht. Nicht einmal die Arbeiter haben mehr als eine blasse Ahnung, was der Zweck der Arbeit ist, die sie vollbringen. Zur Zeit wundern sie sich über einen Tunnel, im Durchmesser von 1,8 Metern, an dem in erheblicher Tiefe unter dem Gebäudekomplex gearbeitet wird. Es ist eine Riesenbohrer, durch die in die unterirdischen Gewölbe frische Luft gepumpt werden soll.

Irrefahrt mit einer Toten.

Die größte Sensationsaffäre an der Riviera. — Der merkwürdige Chauffeur.

Wenn sich alles wirklich so zugegetragen hat, wie die überlebende Mademoiselle Marie Pommer erzählt, dann ist dies die seltsamste Geschichte, die je mit einem Mord im Auto in Zusammenhang zu bringen war. Denn um einen Mord handelt es sich, sogar um einen, der vor Tagen in Nizza begangen wurde in einem Wagen, der am Nachmittag durch die Straßen der Stadt fuhr. In ihm befanden sich Marie Pommer, Lebende an der Riviera, ihre Freundin, Germaine Darnet, sowie zwei Herren, deren Namen man nicht kennt.

Diese beiden Fremden waren in einem Kaffeehaus an den Tisch gesetzt, an dem Marie und Germaine saßen, und hatten Platz nehmen zu dürfen. Da beide sehr gut angezogen waren und die Damen ihr Leben damit fristeten, fremden Herren zu erlauben, bei ihnen Platz zu nehmen, sagten sie nicht nein.

und man trank Schokolade.

Auf einmal hatte einer der Herren eine seltsame Idee: er wollte in einem offenen Auto eine längere Spazierfahrt durch die Straßen der Stadt unternehmen. Da Schnee lag und ein an der Riviera sonst unbekannter eisiger Wind durch die Gegend pfliff, zeigten die Damen, besonders aber Germaine, nicht die geringste Lust zu dieser Exkursion, mußten aber am Ende dem Drängen der Herren nachgeben.

Man pfliff ein Glas Herbel, setzte sich hinein und fuhr ab. Es ging in scharfem Tempo hin und her, ohne daß die Damen ahnten, was geplant sei und wo die Reise enden werde. Plötzlich fragte ein Schuß, Germaine sank hintenüber in die Polster. Tot. Einer der Herren, der neben ihr saß, hielt die Tote fest, so daß sie nicht umfiel; und nun geschah das Unglaubliche: Der Chauffeur, der den Schuß gehört haben mußte, kümmerte sich nicht darum, sondern fuhr einfach weiter. Beide Herren zeigten keinerlei Erregung, und ließen den Wagen nicht halten. Marie war entsetzt und magte kein Wort zu sagen; die Passanten hatten weder den Schuß gehört noch sahen sie, daß in der Droschke neben drei lebenden Personen auch eine Tote saß, mit der eine tolle Spazierfahrt unternommen wurde.

Die tüchtige Jenny

Roman von Hans Bachwitz

(5)

Jenny wollte von einem Eisberg von Verachtung herab die Verdächtigung ablehnen, als sei der Bahnhof ihr Ziel. Aber ein Bild aus der Vergangenheit, der erst jetzt in ihre Vorstellungswelt eintrat, ließ sie erstaunen. Sonderbare Leute amtierten jetzt auf der Straßenbahn. Man wunderte sich nicht, einen vierhundertjährigen Mann mit klobigem Schädel zu sehen, Backenmeißelstümpfen im braunen Gesicht, automatisch Dienst tuend und nicht übermäßig erfreut darüber. Aber was soll man sagen, wenn einen ein schwächliches, blaßes Kerlchen unter dem brüchigen Schirm der viel zu großen, glücklicherweise durch die Ohren gestülpten Mütze durch zwei scharfe Brillengläser ein wenig melancholisch anblickt? Ein junger Mensch mit einem alten Mund, dessen barocke Lippen viel von Leid, Enttäuschung und Kummer erzählen. In einem strahlend leuchtenden Junimorgen. Und bedeutend freundlicher, als sich eigentlich für eine junge Dame in Autodress ziemt, entgegnete Jenny, nein, sie wolle nicht zum Zuge, sie reise vielmehr mit einem Auto.

„Das muß schon sein!“ entgegnete der Chauffeur und unter dem salzigen Rod senkte er. „Darf ich das anläßliche Fräulein fragen, wohin die Reise gehen soll?“

„Zunächst nach Garmisch!“ jubelte Jenny, aber gleich darauf schämte sie sich. Wieviel Bitterkeit mußte der Chauffeur empfinden, daß es Menschen gab, die im Auto nach Garmisch fahren, während er acht lange Stunden auf seiner schlingenden Bahn hin- und herdröselte und Haltestellen ausrief. Und außerdem — was konnte dieser Chauffeur mehr von Garmisch wissen, als daß er diese Haltestelle niemals erreichen würde?

„Schö! Sehr schön!“ lobte er. „Garmisch! Oberbayer! Großartige Gebirgslandschaft! Vollschliff! Glänzender Badeort! Aber auch voll historischer Denkmäler. Hauptort der ehemaligen Grafschaft Werdenfels, die 1803 an Bayern kam. Eibsee, Nissersee, das Kälzenbad, und ganz besonders möchte ich empfehlen — er rief an der Klingelschnur und rief: „Danziger Straße!“ Der Wagen hielt, drei Arbeiter stiegen ab, eine alte Frau mit einem großen Paden wollte aufsteigen. Der Chauffeur half ihr, indem er den Paden nahm, dann rief er wieder an der Klingelschnur, und der Wagen zuckte weiter. Jenny aber hatte verstanden, den Mund zu schließen.

Ungefähr eine Stunde später hielt der Wagen, ohne daß einer der Herren dem Fahrer ein Wort gesagt hätte, vor einer Apotheke.

Marie stieg aus und half den beiden Herren.

Die Tote ins Haus tragen. Doch vor der Tür ließen die Männer die Tote fallen, liefen zurück, und jagten im Auto davon. Marie, die allein bei der Tote blieb, ward vorläufig in Haft genommen, da es nicht ausgeschlossen erscheint, daß sie an dem Verbrechen beteiligt wäre.

Man weiß nur noch nicht recht wie. Der Kellner des Kaffeehauses hat bestätigt, daß die vier beschriebenen Personen Schokolade getrunken haben. Damals lebte Germaine also noch. Die Apothekergehilfen haben drei Personen mit einer Tote auf ihr Haus aufgenommen und schilberten die Nacht genau so, wie oben angegeben. Daß man Marie Pommer, falls sie Mitwisserin war, derart im Stich ließ, ist nicht anzunehmen. Sie würde aus Wut alles ausplaudern und die Gefährten verraten. Man muß ihr also schon wohl oder übel Glauben schenken, und die Polizei verfolgt auch bereits zwei andere Spuren.

Es kann sich um einen Racheakt handeln, denn die Tote war in Nizza bei ihren „Kolleginnen“ nicht sehr beliebt, weil sie häufig gewesen ist und Glück bei Männern hatte. Die Mörder könnten aber auch von einer Frau angeklagt sein, deren Mann ein Verhältnis mit Germaine unterhielt. Oder einer der beiden Herren müßte die Tat aus verhängnisvoller Liebe begangen haben.

In Nizza ist schon allerlei passiert.

man kann also mit verschiedenen Eventualitäten rechnen.

Marie hat bei ihrem ersten kurzen Verhör der Meinung Ausdruck gegeben, der Schuß könne auch von der Straße aus abgegeben sein. Dafür spräche der Umstand, daß die Herren in einer offenen Droschke fahren wollten, dagegen aber der tadellose Herzschuß, der sofort tödlich war. Außerdem ist Marie aufgefallen, daß Germaine den einen der Herren zu kennen schien, aber anscheinend nicht kennen wollte. Sie wäre also wahrscheinlich in eine geschlossene Droschke gar nicht eingestiegen. Dagegen spricht auch das merkwürdige Verhalten des Chauffeurs. Die Polizei zerbricht sich verzehrend den Kopf, was das für eine Mietdroschke gewesen sein könne, denn es steht fest, daß der Mann mit seinem Wagen bereits wartete, als die Herren das Kaffeehaus betraten, daß er mehrere Führer ablehnte mit dem Bemerkten, er sei bestellt, und daß er losfuhr, ohne eine Weisung zu erwarten, den Schuß überhörte und nach zwei Stunden vor einer Apotheke hielt.

Bisher fehlt jede Spur von Wagen, Chauffeur und Tätern, und die Riviera, um ein Liebesdrama von seltsamen Ausmaßen reicher, hat wieder einmal für einige Wochen neuen Gesprächsstoff.

19 Jahre unschuldig im Kerker.

Das Opfer einer Mordmordbegehung. — Arm und elend gestorben.

In Wien wurde der im Alter von 51 Jahren verstorbenen Leopold Hilsner, dessen Mordprozeß um die Jahrhundertwende ganz Europa in Aufregung versetzt hatten, begraben. Hilsner war seiner Zeit der vielbesungene Held der Mordmordbegehung von Pola.

An der böhmisch-mährischen Grenze, in dem kleinen Dorf Pola, wurde im Jahre 1898 die Dienstmagd Agnes Horvath ermordet aufgefunden. Irrend ohne Spur vom Täter war trotz eifriger Nachforschungen zunächst nicht zu entdecken. Da letzte plötzlich eine Mordmordbegehung ein, und man behauptete, der jüdische Fleischergehilfe Leopold Hilsner habe die Tat begangen, um sich Erbschaftsrecht zu verschaffen. In Rutenberg fand die erste Verhandlung gegen Hilsner statt, der vom dortigen Schwurgericht, obgleich nicht die geringsten Indizien gegen ihn vorlagen, dennoch zum Tode verurteilt wurde. Schon rege sich überall in der Welt Empörung gegen dieses Urteil. Das führte dazu, daß die Entscheidung des Schwurgerichts zunächst suspendiert wurde. Im Wiener Schwurgerichtsspruch wurde Hilsner sodann aber auch in der zweiten Instanz zum Tode verurteilt. Man lehte ihm jetzt sogar noch einen zweiten Mord an einer gewissen Maria Anna zur Last.

Leopold Hilsner wurde nach vielerlei Bemühungen dann zu lebenslänglichem Kerker beantragt und mußte 19 Jahre unschuldig im Kerker schmachten. Erst bei Ausbruch der Revolution im Jahre 1918 wurde er amnestiert. Stets und rühmlich, bis in seine letzten Lebensjahre, hat er seine Unschuld beteuert.

Das war ja ein beinahe unglaublicher Schicksal, der jetzt im Wagen der alten Frau die Fahrkarte verkaufte und einen zerfetzten Zweimarktschein wechselte. Es war doch wohl nicht anzunehmen, daß die Berliner Straßenbahn neuerdings nur Chauffeur mit akademischer Vorbildung einstellte. Hinter diesem Chauffeur lauerte ein Geheimnis, und in Jenny erwachte die Phantasie der eifrigen Romanleserin.

„Sie waren wohl schon mal da? In Garmisch?“ fragte sie den Chauffeur, der eben zurückkam und den Zweimarktschein glättete.

„Wie sollte ich?“ lächelte der ein bißchen wehmützig.

„Ja — woher wissen Sie denn aber —?“

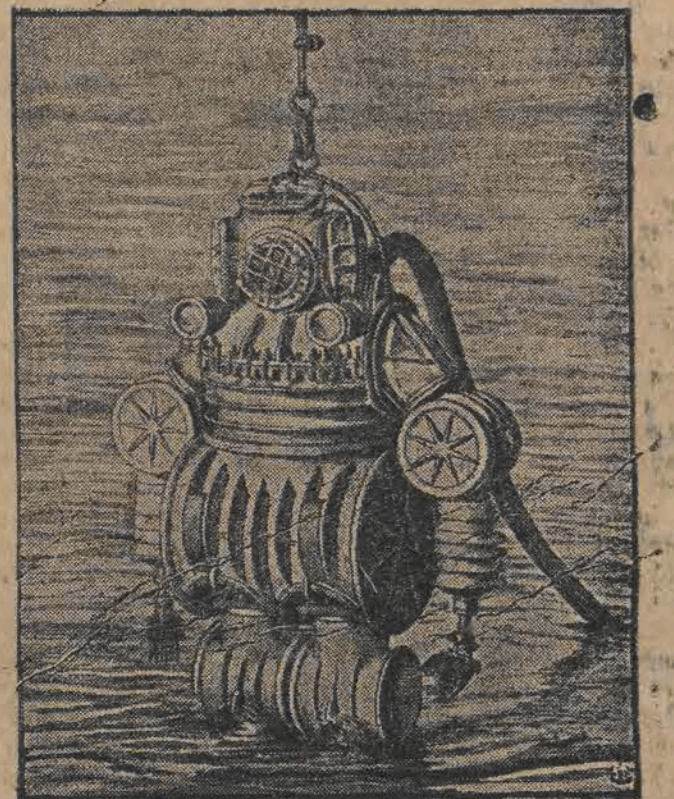
„Gott — nur so aus Wägen!“ Und er stellte sich an seinen Dienstplatz und sah hinaus auf die mächtigen Häuser, deren Fenster und Türen geöffnet wurden. Auf die Straße, durch die das Leben von Berlin zu toben begann mit seinem Rärm, seinen Schreien, seinen Wüsten, Hoffnungen und Gefahren — das Leben einer Stadt von mehr als vier Millionen Menschen und — ach! — so wenig Seelen. Jenny ärgerte sich ein bißchen über die brüste Art, mit der der Chauffeur das Gespräch offenbar zu beenden wünschte, indem er ihr — wie unbillig! — fast den Rücken fehrte. Meint er war wohl doch kein gebildeter Mensch und hatte vielleicht nur zufällig in einer Zeitschrift, die ein Fahrgast liegen gelassen hatten, etwas über Garmisch gelesen. Und da in diesem Augenblick der Wagen an ihrer Haltestelle hielt, sprang sie rasch ab und würdigte den unschuldigen Chauffeur keines Blickes. Der aber schaute ihr nach, wie sie mit ihren wunderhübschen Beinen schlang und gewandt durch den Verkehr glitt und in dem Rauschen der Untergrundbahn verschwand, aus dem ein dicker Qualm von Menschen herausströmte. „Caesum, non animus mutant, qui trans mare currunt!“ murmelte der Chauffeur leise lächelnd vor sich hin, „Alexanderplatz!“ Er war zweifellos ein ganz und gar unmöglicher Chauffeur.

Vor dem Hotel Adlon — Jenny erschien fünf Minuten vor sieben — hielt bereits das fabelhafte Kabinett. In der goldblonden Sonne dieses gelegenen Morgens funkelte glänzend der dunkelgrüne Lack der Karosse, das kühlerne Schwarz des zusammengelegten Lederverdecks, das gleichende Nickel der Laternen und Schußfängen. Es sah aus wie der moderne Reifwagen eines Dollarfürst und zeigte die ganze, geistliche, zweckmäßige Pracht eines Reichs, das bei aller Robustheit vornehmsten Stil hatte. Aber es gehörte nur dem niedrigen Herrn Doppelmann, der mit seinem gebrechlichen Körper eines alternden Knaben, seiner ewigen Müdigkeit und seinem ramponierten Ragen eigenlich kompromittierend wirken mußte. Am Kähler, dessen rechte Handenfläche aufgeschlagen war und die gegliederte Kraft des

Vervorragende Geister aller Länder setzten sich lange Jahre hindurch für diesen unglücklichen Schlächteraffen ein. So ergriffen unter anderem berühmte deutsche Strafrechtslehrer Professor Pfaff sowie der tschechische Präsident der Tschechoslowakei, Masaryk, dieser sogar unter Lebensgefahr, für ihn Partei, ohne daß es ihren Bemühungen gelingen wäre, Hilsner noch während des alten Regimes aus dem Kerker zu befreien.

Seit 1918 fristete Leopold Hilsner in dürftigsten Verhältnissen sein Leben. Er schrieb auch Memoiren, in denen er nochmals seinen ganzen Fall darlegte. Für den durch die lange Kerkerhaft vernichteten Mann mußte schließlich Geld gesammelt werden. An Magenkrebs ist er jetzt im Rothschild-Hospital zu Wien gestorben.

Ein Opfer der Justiz!



Das moderne Meeresungetüm.

Ein amerikanischer Tiefseetaucher.

Die Vergungarbeiten an dem in einer Tiefe von 36 Metern liegenden amerikanischen Unterseeboot „S 4“ erforderten besondere Sorgfalt, da zu ihrer Ausführung die Taucher besonders ausgerüstet sein mußten, um unter dem hohen Wasserdruck arbeiten zu können. Unser Bild zeigt einen modernen amerikanischen Tiefseetaucher, dessen Ausrüstung schon erkennen läßt, daß der Taucher sich nur recht schwerfällig bewegen kann und daß die von ihm vorgenommenen Arbeiten längere Zeit erfordern. Dem amerikanischen Marineministerium wird überdies zum Bewußt gemacht, daß die Rettungs- und Hebevorrichtungen am Unterseeboot selbst sehr mangelhaft gewesen seien, im Gegensatz zu den deutschen Unterseebooten, die auf alle Eventualitäten eingerichtet waren und auch Hebevorrichtungen an der Außenbordwand aufgewiesen hätten. Es ist möglich, daß der Unfall des „S 4“ noch weitere Folgen nach sich ziehen wird.

Jeder

neugeworbene Leser verhilft zur Ausgestaltung seines Blattes.

Darum wird!

Motors zeigte, machte sich der hünenhafte Führer zu schaffeln, in seiner Rivree aus derbem, hellgrauem Pelzen, mehr trainierter Sportmann, als bezahlter Chauffeur.

Jenny nahte sich ihm und wünschte mit stotternder Stimme guten Morgen. Der Chauffeur sah auf und lachte, daß seine breiten, weißen Zähne blitzten. Dann nickte er freundlich und meinte, sie sei ja wohl das Fräulein, das — x — — na gut, er könne ihr leider keine Hand geben, er müsse noch rasch eine Kasse auswechseln. Und er zeigte ihr zwischen bligen Fingern eine kleine Schranke. Er hieß sie Hillich, einen Moment! Und schnell trocknete er die Hände am Fuchslappen und öffnete den breiten Schlag. Jenny dankte und klappte ein. In diesem Augenblick schlug es sieben Uhr, und es fiel Jenny auf, daß der Portier des Hotels Adlon mit ehrsüchtvoll gezogener Mütze neben dem Wagenschlag stand und in das Innere der Karosse harrie, obwohl doch außer ihr kein Mensch —

Guten Morgen, Fräulein Wähler. Pünktlich — das ist gut!

Jenny erschrak, daß sie blaß wurde. Woher kam diese Geisterstimme? Da bemerkte sie, daß ein braunes Bündel, das in eine Ecke geklopft war, und das sie für ein gerolltes Kleid gehalten hatte, eine braune Reisemütze abnahm. Darunter war, grüßlich und weiß das Gesicht des Herrn Doppelmanns erkennbar.

„Guten Morgen, Fräulein Wähler!“ kamme Jenny und sank auf den Sitz. Wahrhaftig: dieser Doppelmann war eine unheimliche Erscheinung, eine Art Akralphänomen, das aus allen möglichen Schlafmühen zu einem sprach, ohne daß man seine körperliche Existenz sofort feststellen konnte. Wie wenn — es gab keinen besseren Vergleich — irgendwo ein Grammophon verküht worden wäre, das plötzlich zu tönen beginnt. Oder ein Radioparat, der — man weiß nicht, wo er sich befindet — gräßlicherweise eine Reihe eines Reichstagsabgeordneten wiedergibt, und man hat keine Ahnung —

„Schönes Wetter!“ lobte Herr Doppelmann den Jubel dieses Morgens und riefte noch mehr in seine Ecke, als wollte er in den Schlit zwischen Wagenrad und Sitzpolster kriechen. Dieses Polster war aus reichem, drapiertenen Stoffsleder, und Jenny hatte das Gefühl, als säße sie auf Glacéhandschuhen, die mit Daunen gefüllt waren.

„Lassen Sie sich noch eine Decke geben!“ fuhr Herr Doppelmann fort. „Nein, nein — folgen Sie mir, es wird auf der Fahrt fürchterlich kalt sein.“ So ein Auto ist eine Einladung des Teufels, greifte er, aber die Eisenbahn macht mich froh. Ja — man hat es nicht leicht! — Hillich!“ lachte er, geben Sie Fräulein Wähler die Hand! — Und mir den Elektrorührer für den Nudel!“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Wähler!

Am Sonntag, den 12. d. M., um 3 Uhr nachmittags, findet im Saale der Philharmonie in der Narutowiczstraße (Dzielną) 18 eine

große Vorwahlversammlung

statt. Sprechen werden die Kandidaten der D.S.A.P. Artur Kronig und Emil Zerbe sowie der Spitzenkandidat der P.P.S. Stadtpräsident Jemiencki.

Wähler! Erscheint in Massen!

Tagesneuigkeiten.

Das Schaltjahr.

Mit den Schaltjahren ist es so eine eigene Sache. Diejenigen, die am 29. Februar geboren sind, freuen sich, daß sie wieder einmal ihren Geburtstag richtig feiern können, während die Empfänger von Monatsgehältern nicht davon erbaute sind, daß sie einen Tag länger mit dem Gelde auskommen müssen. Das Jahr 1928 gehört nun zu den Jahren, in denen diese Tatsache zutrifft. Was ist ein Jahr? Es ist das bei den meisten zivilisierten Völkern eingeführte Sonnenjahr, das heißt die Zeit, in der die Sonne einmal um die Erde läuft. Dieses Sonnenjahr wird zum bürgerlichen Jahr, indem man es mit dem 365. Tage abschließt und die Summe der überschüssigen Stunden, Minuten und Sekunden jedem 4. Jahr als 366. Tag (Schaltjahr) hinzufügt. Daraus beruhen der Gregorianische und Julianische Kalender. Wir sind nun der Meinung, daß der 29. Februar der Schalttag ist. Wenn es auch für unsern Geldbeutel gleich ist, welchen Tag man einschaltet, so darf man doch wissen, daß der 24. des Monats der Schalttag ist, der Tag, der in den Kalendern als Schalttag bezeichnet ist und keinen Heiligenamen führt, wie seine Brüder. Der Heilige, dem in der gewöhnlichen Jahren der 24. geweiht ist, erhält in dem Schaltjahr den 25. Februar zugeteilt. Im Gregorianischen Kalender unterbleibt der Schalttag im letzten Jahre eines jeden Jahrhunderts, es sei denn, daß die Zahl des nach Ablauf des Jahres verfloßenen Jahrhunderts durch vier teilbar ist. So war 1900 kein Schaltjahr, weil die 19. der beiden letzten Ziffern (00) nicht durch vier geteilt werden kann.

Vor einer Bohaktion in der Textilindustrie. Vor einigen Wochen wurde auf einer Versammlung der Textilindustriellen die Frage der Einleitung einer Bohaktion besprochen. Wie wir erfahren, ist es bereits zu einer grundsätzlichen Einigung gekommen. Als Termin wird der 1. März in Frage genommen, da erst um diese Zeit eine Besserung der Konjunktur zu erwarten ist. (h)

Beendigung des Streikes in der Gardinenindustrie. Bekanntlich dauerte in der Warschauer Gardinenindustrie seit 6 Monaten ein Streik, der auf Grund von Lohnforderungen ausgebrochen war. Am 17. Januar wurde der Streik unterbrochen, da die Arbeiter die Einigung der Angelegenheit einer Schiedskommission übergeben hatten, an deren Spitze der Departementsdirektor Wlodek stand. Vorgehen wurde der Entschluß dieser Kommission bekanntgegeben. Den Arbeitern wurde eine Erhöhung von 6 bis 8%, den Altarbeitern 10% bewilligt. Die Tagelöhne wurden um 5%, und die Löhne für die Hilfswerber um 10% erhöht. Bemerkenswert ist der Entschluß der Kommission hinsichtlich der Urlaube. Obgleich das Arbeitsgesetz sagt, daß die Arbeiter die länger als drei Monate freizeiten, das Recht auf Urlaub verlieren, hat die Kommission beschlossen, den Arbeitern der Gardinenindustrie das Recht auf einen halben Urlaub zuzugestehen. (h)

Subsidien der Stadt für kulturelle Institutionen. In der letzten Stadtratssitzung behauptete St. Wosowicki, daß bei der Verteilung von Subsidien für kulturelle Zwecke die deutschen und jüdischen Institutionen bevorzugt werden. Obwohl sofort im Stadtrat eine Klärung erfolgte und Herr Wosowicki befehligt wurde, daß seine Behauptung unwahr sei, hört die nationalistische polnische Presse nicht auf, gegen den Magistrat und die Deutschen und Juden zu hetzen. Die Presseabteilung des Magistrats sah sich daher veranlaßt, auf Grund des Budgetvoranschlags festzustellen, daß die Subsidien an polnische Institutionen für das Jahr 1927/28 436 989 ausmachen, für deutsche und jüdische hingegen nur 304 467 000. Hoffentlich werden sich jetzt die nationalistischen Blätter beruhigen.

Maßnahmen gegen den unlauteren Wettbewerb. Im „Dziennik Urzaw“ Nr. 7 ist eine Verordnung des Ministerrates betreffend die Ursprungsbezeichnung gewisser Inlandswaren im Detailhandel erschienen. Die Verordnung betrifft lediglich Nahrungsmittel, Heilpräparate, Mineralwasser, Toilettegegenstände, Kosmetische und Genussmittel, die in Verpackung verkauft werden. Diese Waren müssen mit der Firma des Unternehmens, mit dessen Hauptstich und mit dem Ort der Erzeugung im Inlande versehen sein, sofern die Ware nicht im Orte des Hauptstiches des Unternehmens erzeugt wird. Die neue Verordnung tritt am 24. April 1928 in Leben.

„Ach, lieber Herr Oberkessel...“ Es ist schwer, gegen die Trunksucht anzukämpfen. Selbst Amerika hat mit seinen strengsten antialkoholischen Maßnahmen nur wenig Erfolg. Es kommt wohl in der Hauptsache auf den Volkscharakter an. In Finnland beispielsweise wird tatsächlich fast gar nicht getrunken. Man kann — nun etwas Härteres zu diesem an sich traurigen Kapitel — den Teufel aber manchmal mit Beelzebub austreiben. In einer ostpreussischen Zeitung finden wir beispielsweise folgenden amüsanten Bericht: In einer Elbing benachbarten kleinen Stadt hatte ein alter Mann etwas über den Durst getrunken und war auf der Straße in der Nähe einer Schmiede eingeschlagen. Vorübergehende fanden ihn, hielten ihn für tot und brachten ihn in die Schmiede. Dort taute der Alte allmählich wieder auf. Als er die Augen öffnete, das flackernde Feuer und die ruhigen Gesellen sah, überfiel ihn eine schreckliche Angst. Er glaubte sich in die Hölle versetzt. Ganz erschrocken taumelte er auf einen Gefellen zu und bat ihn in weinerlichem Tone: „Ach, lieber Herr Oberkessel, ich bitte um Gnade!“ Man sagt, daß der alte Sünder, der für gewöhnlich alle Tage sein „Feuerwasser“ zu sich nahm, seit diesem schrecklichen Augenblick keinen Tropfen Alkohol mehr genossen hat.

Aus der Straßenbahn gestürzt. Der Einwohner des Dorfes Sioszew, der 53 Jahre alte Adam Kozłowski, fuhr gestern auf der Straßenbahnlinie Nr. 1 die Partisaner entlang. Da er aussteigen wollte, stellte er sich an den Eingang, gab aber nicht acht und wurde bei einer plötzlichen Bewegung des Wagens herausgeschleudert. Er stürzte so unglücklich auf das Straßenpflaster, daß er sich den rechten Hüftknochen brach und eine Gehirnerschütterung zuzog. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft überführte ihn in bedenklichem Zustande nach dem St. Josephs-Krankenhaus. — Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich an der Ecke 6. Sierpnia und Koszowa-Allee. Der mit dem Straßenbahnwagen der Linie 17 fahrende 20 Jahre alte Jentyl Jwanicki, 25 Jahre alt, wurde bei der Kurve herausgeschleudert. Er fiel sich sehr schwere Verletzungen zuzug, daß ihn die Rettungsbereitschaft nach dem Krankenhaus bei der nächsten Krankenstelle bringen mußte. (p)

Der Straßenbahn überfahren. Der 73 Jahre alte Metehide Kog, wohnhaft Rygoska 94, wurde in der Rygoska 89 von einem Straßenbahnwagen angefahren. Sie kam dabei so unglücklich zu wagen, daß sie sich eine schwere Verletzung zuzog, daß sie sich die Beine brach. Ein sofort herbeigerufener Arzt der Rettungsbereitschaft erwies der Greisin die erste Hilfe und überführte sie in das St. Josephs-Krankenhaus. (p)

Tödliche Vergiftung. Ein schrecklicher Unglücksfall ereignete sich gestern in der Partisaner 62. Das 28 Jahre alte Dienstmädchen des Herrn L. vergaß, als sie sich abends zu Bett legte, den Gashahn ordentlich zu schließen. Als sie nach dem Morgen keinen Einlaß fand, begab sie sich nach dem Fronteingang und wollte die Wohnung betreten. Diese begab sich nach der Küche, wo ihnen eine Gaswolke entgegenstieg. Als sie durch Öffnen der Fenster das Gas vertreiben hatten, sahen sie das Dienstmädchen bestunnslos im Bett liegen. Man wandte sofort verschiedene Belebungsmittel an, doch erwiesen sich alle Bemühungen als zu spät. (p)

Feuer. Gestern gegen 8 Uhr abends brach in den Stallungen des Grundbesitzes von Otto Erstling, Pastanier Chaussee 26, Feuer aus, daß infolge des leicht brennbaren Materials im Ru einen großen Umfang annahm. Als erster traf am Brandorte der 2. und 4. Zug der Freiwilligen Feuerwehr ein. Nach längeren Bemühungen gelang es der Feuerwehr, Herr des Brandes zu werden. Trotzdem konnte sie es nicht verhindern, daß die Stallungen fast vollständig niederbrannten. Der Schaden ist bedeutend, da verschiedene Geräte, wie Wäschemangel u. a. verbrannten. Es verbrannten außerdem eine größere Anzahl von Rassehühnern und Tauben, da der Besitzer Erstling abwesend war.

Das Mädchen mit den lachenden Augen.

Wie freue ich mich, wenn ich dich sehe, du Mädchen mit den lachenden Augen! Wie sie blühen in der Jugendluft und Gesundheit! Aus ihnen strahlt Sonne in mein Herz! Siehst du nicht, wie die Gestirter der Vorübergehenden sich erblassen, die vorher verdüstert und elend vom Kampf ums Dasein in die Welt blickten? Die Augen sind der Spiegel der Seele, sagt man. Du hast eine schöne Seele, mein Kind, wenn sie deinen Augen solch einen Ausdruck geben kann. Mögen sie immer so lachen, deine Augen, und sollte sich dir ein Verführer nahen, ihn durch den reinen, hellen Ausdruck von seinem bösen Vorhaben abbringen! Bist du doch armer Leute Kind, und reiche Püßlinge werden sich alle

erdenkliche Mühe geben, dir deine Tugend zu rauben. Mit viel Geld soll man ja alles erreichen können. Man wird sich besondere Mühe geben, deinen Augen den Glanz, den Hellen, zu rauben, dir die Seele in eine Hölle und den Leib in eine Ruine zu verwandeln, denn böse Menschen können das Gute und Edle nicht leiden. Bleibe fest, mein Kind, behalte deine hellen, lachenden Augen, deine edle Seele und deinen reinen, gesunden Körper. L. Geller, Konstantynow.

Aus dem Reiche.

Im Konstantynow. Siegesfeier im Turnverein. Am vergangenen Sonnabend feierte der hiesige Turnverein im eigenen Lokale in der Wpowskastraße seine Siegesfeier. Das Lokal zeigte sich im vollständig neuen Gewande. Die große Sauberkeit und die neue Dekoration, von Frau B. Mann auf das geschmackvollste angeordnet, fiel angenehm auf. Die Musik lieferte eine gute Lohrer Jazzband Kapelle, welche sehr viel zur Hebung der Stimmung unter den Gästen beitrug. Das Fest wurde mit einem Aufmarsch der aktiven Turnerschaft eingeleitet. Darauf sang die Gesangsaktion des Vereins das Lied: „Das ist der Tag des Herrn“ (1). Das Singen dieses Liedes erfüllte die Gäste mit Behrmen und wurde als Entgegnung empfunden. Wollte die Leitung ihre Religiosität bekunden? Das ist jedenfalls Privatangelegenheit eines jeden und gehört am allerwenigsten in einen weltlichen Turnverein. Die Gäste wurden vom ersten Vorstände des Vereins, Herrn Gustav Schulz, begrüßt. Diese Rede lief in ein dreifaches „Gut Heil“ auf die Turner aus. Hierauf sang die Gesangsaktion das Turnerlied: „Gut Heil“ und das Himmelslied: „Schön Rottrau“, welche von den Gästen angestimmt aufgenommen wurden. Die Gäste waren sehr beifällig einer Stäbübung auf. Die Turner unter Leitung ihres Vorturners A. Weber zeigten eine gute Form und ihre Bewegungen bewiesen, daß fleißig geübt wird. Mit Jubel wurde die Jungmädelsriege unter Leitung von Frau B. Mann empfangen. Ihre Vorführungen erfüllten auch voll und ganz die gestellten Erwartungen. Die Reigen: „Mädel, wasch dich“ und „Alpdruckaus“ mußten durch ihre saubere, graziose Ausführung gefallen. Jetzt kam auch Thalia zu ihrem Rechte. Es wurde der Vortrag: „Der Turner oder seine Schwiagerlöhne“ aufgeführt. Die Rolle des Vaters, der zugleich Vorstand eines Turnvereins ist, spielte Herr A. Wolbert. Die übrigen Rollen waren folgendermaßen sehr glücklich verteilt: Jil. M. Seibitz und J. Wolbert als Töchter, A. Seibert und S. Wehner als Brüder, Otto Engel und Erich Geller als Clowns. Der Vortrag wurde sehr beifällig aufgenommen. Darauf erfolgte die Verteilung der im Laufe des verfloßenen Jahres errungenen Siege und die Verteilung der Diplome an die Sieger. Auszeichnungen erhielten: Im Zwölftkampf in Jzier, Oberstufe: A. Weber, Kranz und Diplom; Mittelstufe: A. Wenzel, Diplom, S. Schulz, Diplom, A. Gehlert, Diplom, J. Worfert, Diplom; Jugendstufe: D. Engel, Diplom, D. Frank, Diplom, Erich Geller, Diplom. Im Dreikampf bei der R. R. S. Konstantynow: S. Wehner den ersten Preis, J. Wolbert den zweiten Preis, eben- als J. Wolbert. Olympische Wettkämpfe, Gauverband Lodz: A. Schulz den ersten Preis im Stabhochsprung; J. Wolbert den ersten Preis im 5000 Meter Lauf. Im Vereinsturnen: Oberstufe Zwölftkampf: A. Weber — 1. Preis, J. Wolbert — 2. Preis, S. Schulz — 3. Preis, A. Wenzel — 4. Preis. Diplom; Mittelstufe Zwölftkampf: D. Engel — 1. Preis, A. Schulz — 2. Preis, E. Geller — 3. Preis, Stamm — 4. Preis, Gräzling — 5. Preis, A. Kresse — 6. Preis. Jugendstufe Neuntkampf: A. Gehlert — 1. Preis, T. Cerecki — 2. Preis, A. Hermann — 3. Preis, Schulz — 4. und A. Gehlert den 5. Preis. In Anbetracht des Fleißes und seiner Verdienste im Verein wurde dem Vorturner, Herrn A. Weber, vom Vorstand ein kostbares Zigarettenetui überreicht. Nach dem Piede „Lacht tönen laut den frohen Sang“ folgte Tanz. Man vergnügte sich bis zum frühen Morgen. Im ganzen ist das Fest als wohl gelungen zu betrachten, nur wäre es wünschenswert, wenn die Gesangsaktion mit einem neuen Liede aufgewartet hätte, denn die alten verlieren schließlich ihre Jugkraft.

c. Alexandrow. Feuerwehrrfest. Am Sonnabend, den 4. d. M., veranstaltete die Feuerwehr in den Räumen des Volkshauses ein Tanzvergnügen. Leider waren die Einladungen dazu reichlich spät ausgeschickt worden. Der Besuch ließ daher viel zu wünschen übrig. Trotzdem dürfte die Kasse dieser Institution eine wesentliche Bereicherung erfahren haben.

— Das Waffstieber steigt. Am letzten Sonntag fanden in unserer Stadt zwei Vorwahlversammlungen statt. Um 1 Uhr berief der „Bezpartyjny blok wspotraczy z rzadem“ im Volkshause eine Ver-

und verkündet, der Schalter habe den Däwel gefangen. Und der Rat der Stadt tritt zusammen und beschließt, einen tiefen Graben um dein Däwel Haus zu ziehen; mit Feuer meinen sie ja, könnte man den Däwel nicht zu Leibe. Und sie graben gleich einen richtigen neuen Hafen darum, und die ganze Stadt wird zur Hochzeit eingeladen und vierzehn Tage lang haben sie gefeiert, so vergnügt sind sie im Kiel den Däwel gefangen zu haben.

Der Totengrüber.

Von Maxim Gorki.

Als ich dem Kirchhofwächter Bodriagin die langersehnte Harmonika schenkte, preßte er — er war einäugig und struppig — seine rechte Hand fest auf's Herz, schloß freudestrahelnd sein einziges, gutes — und manchmal unheimliches — Auge und sagte:

„Ach — a...“

Vor Aufregung bekam er kaum Luft, schüttelte den kalten Kopf und brachte dann mit einem Atemstoß heraus:

„Wenn Sie mal sterben, Verehrter, ich, wie ich aber für Sie sorgen will!“

Er nahm seine Harmonika sogar mit, wenn er Gräber auszuheben hatte; und wenn er von der Arbeit müde war, spielte er mit feurig leiser Stimme. Er nannte sie manchmal mit französischem Akzent „Tran — blanc“, sonst aber auch „Dred — Brand“. Das war das einzige Stück, das er spielen konnte.

Einmal spielte er sogar, während ganz in seiner Nähe der Priester einen Totengottesdienst hielt. Als die Zeremonie zu Ende war, rief dieser Bodriagin herbei und schmaugte ihn an:

„Du bester! Ja die Verstorbene, du!“

Bodriagin bestaunte sich mir gegenüber:

„Das war ja natürlich nicht schön von mir getan, aber immerhin, wie kann er denn wissen, was einen Toten fränzt?“

Nach seiner Ueberzeugung gab es keine Hölle. Die Seelen der guten Menschen blieben eben nach dem irdischen Tode in das „reine“ Paradies, die Seelen der Sünder dagegen blieben in Leibe wohnen in den Gräbern, bis der Leib der Sündensünder verfallt.

„Dann haucht die Erde die Seele aus, in den Wind, und der Wind zerweht sie in den süßlichen Staub.“

Als man die Leiche der kleinen sechsjährigen Nikolajewna, die ich sehr gern gehabt, dem Grabe übergeben hatte, und alle anderen den Kirchhof verlassen hatten, bemühte sich Kostja Bodriagin, der gerade den Leichensack des Grabes mit der Schaufel glättete, mich zu trösten.

„Sei nicht traurig, Freund! Wer weiß, vielleicht spricht man auf jener Welt mit anderen Worten, besser als wir, froher. Vielleicht spricht man aber auch gar nicht und spielt nur Biotsele.“

„Nicht lüge er wie natürlich und konnte in der bedenklichen Weise alles andere darüber vergessen. Wenn er in der Ferne die Klänge einer Militärkapelle hörte oder einen Leierkasten oder ein Klavier, dann wurde er sofort ganz Ohr, redete den Hals in der Richtung, aus der die Töne kamen, legte die Hände auf den Rücken und blieb wie angewurzelt stehen; dabei rief er sein buntes Auge weit auf, als hätte er mit ihm. Das geschah manchmal mitten auf der Straße; zweimal rief ihn ein Pferd um und oft zogen ihm die Droschkentreiber eins mit der Krute über, wenn er wie verückt dahinschlief, ohne ihre warnenden Zurufe zu hören, ohne die Gefahr zu bemerken.“

Er suchte das zu erklären:

„Wenn ich Musik höre, ist mir immer so, als säuße ich auf den Grund des Himmels hinab.“

Er hatte ein Verhältnis mit der Kirchhofbettelarin Sotkina, einem ewig betrunkenen Weibsbilde, das etwa fünfzehn Jahre älter war als er. Er selbst war an die vierzig.

„Weshalb läßt du dich mit dieser Person ein?“ fragte ich ihn.

„Ja — was tut ihr denn je etwas Gutes? Doch niemand außer mir. Ich mache gern denen eine Freude, die so gar keine mehr haben! Ich selber habe doch keinen Kummer, da verliere ich eben, fremden Kummer zu stillen.“

Wir führten dieses Gespräch unter einer Birke stehend, während gerade ein unerwarteter Anniplazregen niederrauchte. Kostja wand und drehte sich mit Genuß unter den auf seinen kalten, erdigen Schädel niederfallenden Tropfen und murmelte:

„Ich habe das so gern, wenn mein Kopf eine Träne trocknen kann.“

Er litt ancheinend an Magenkrebs, sein Atem war fönig wie Leichenegeruch, er konnte nichts essen, hatte dauernd Schmerzen. Aber er arbeitete weiter und ließ immer vergnügt auf dem Kirchhof herum. Er starb eines Tages beim Kartenspiel, als er gerade mit dem anderen Kirchhofwächter „Schachkopf“ spielte.

(Mit besonderer Erlaubnis des Maxim Gorki Verlags, der die gesammelten Werke von Maxim Gorki herausgibt, dem Bände „Erlebnisse und Begegnungen“ entnommen.)

Schwäbische Idylle.

Von Paul Cippel.

In einem schwäbischen Oberamt.

Wo, sage ich nicht; aber es wohnt dort auf einem Gaus ein Mann, der heißt der „Gottlieb“. Er war nämlich schon in der Gottf. so berühmt, daß die Mönche des benachbarten Klosterstifts sich ein Finger danach geschaut haben würden, wenn sie nicht bloß recht achtsam hätten.

Also, in diesem Oberamt wurde eines schönen Herbsttages ein allfälliger Handwerksbursche wegen Bettel verhaftet. Und aus Gefängnis abgeführt, einen kleinen Kasten hinter der Wohnung des Oberamtmannes. Da sah er, ganz zufrieden mit seinem Los, und jeden Tag brachte ihm die Maad einen Teller warmen Essens.

Der Strolch machte einen ganz merkwürdigen Eindruck, und weil im Oberamt immer viel zu tun ist, fragte die Maad einmal ihre Herrin, ob man den Strolch denn nicht zum Hofschaden etwas herausstellen könne. Die Amtmännin fragte das gleiche den Amtmann, und der sagte: „Ja“. „Weshalb wird er ja nicht bei einer guten Suppe?“

So kam's, daß der Bursche den ganzen Winter über in der Küche, auf dem Speicher und überall im Oberamt wand anlegte. Das Frühlingsfrische, Gartenarbeit kam hinzu, und die Amtmännin sagte oft:

„Gottlieb, heut müssen Sie sich ordentlich ranhalten. Unkraut ausgraben!“

Es gibt auch besonders gutes Essen.

Aber alle Herrlichkeit hat einmal ihr Ende. Schließlich wurde die Geschichte dem Oberamtmann zu dümm. Der Bursche bekam seine Papiere und den Befehl, am Abend den Bezirk zu verlassen.

Und was soll ich sagen, Frau Amtmännin, die Kinder, die Maad, alle waren sie traurig darüber, wie wenn ein lieber Freund abziehen müßte. Der „Herr Gefangene“ selbst aber stand mit der Mähe in der Hand unter der Tür des Wohnzimmers, um Abschied zu nehmen.

„Grüß Gott, Frau Oberamtmann, und verneigt's Gott! Wenn bloß die Maad das Unkraut ordentlich ausgräbt. Aber machen Sie sich keine Sorgen, im Herbst komm' ich wieder!“

Und so geschah's. Im Oktober nächsten Jahres erwachte der Gendarm eines Allernächsten Morgens beim Betteln. Als er in dem kleinen Kasten hinter dem Oberamt abgeführt wurde, arkte „der Verbrecher“ mühsam nach der Wohnstube hinauf. „Grüß Gott, Frau Oberamtmann! Ich bin's, der Gottlieb.“ „Ist wegen 'm Garten und dem Unkraut!“

Die Dunkelkammer.

Julius Kees.

Mein Freund Fritz ist einer jener Zeitgenossen, die unentwegt ihre Kamera auf alles richten, was da freucht und flucht, denen nichts zu heilig ist, um es zu photographieren, die die besten Freunde vor die Linse schleppen, Blutsverwandte und Blutsfreunde, Tauben und Tiger, Schloßhöfe und Hundebetten, Bäume und Gerächtsvollzieher, Butterkuchen und Hochzeiten — die organische und die anorganische Welt, alles, alles ist seiner Linse verfallen.

In der letzten Zeit aber haben es ihm Landschaften, Stimmungen angetan. Man geht mit ihm über Land, über seinem Magen baumelt die unvermeidliche Linse. Man pflegt eben ein gebildetes Gespräch über die beste Art, Fische zu marinieren oder über Spavza's Weltbild — auf einmal kniest Fritz die Augen an, bleibt stehen und erschrickt — wie ein Schnauzhund einen Knochen — ein Motiv.

Er visiert, schraubt an seinem Apparat herum, knips. Er knipt die Motive wie Fische.

Aber nützlich im Daghauer Moos wurde er ein beklagenswerter Opfer seiner Leidenschaft. Das kam so:

Wieder war er kundenlang auf der Malbörse und hatte ein rundes Dugend erbeutet. In einer einsamen Mooswiese hatte er ein und letzte sich bei einem Krug alten Bieres und ausgetrockneten Broten. — Er brante darauf, seine Aufnahmen zu entwickeln.

Hinter Schantisch hantierte die Wirtin; mütterlich und verdrossen schneidete sie mit dem Geschirre herum. Sie betrachtete den kunden Gast lieblos und ihre Stimme wurde nicht besser, als er sich an sie wandte: Hören Sie, Frau Wirtin, kann ich hier nicht eine Kammer haben, wissen Sie, einen kleinen Raum, den man leicht verduffeln kann, ich habe nämlich einige Aufnahmen.

Die Wirtin kam aus dem Vorhof. Ihr Blick war reines Mißtrauen. Sie schaute mit dem Kermel ein blinkendes Mißtrauen in ihrem Auge und dann sagte sie ungrüßbereit, gerotet durch die unverkündeten Wünsche des kunden Gast: „Was möcht' Sie?“ „Eine Kammer!“ — Eine Dunkelkammer, sojagte er.

„Eine Dunkelkammer!“ Die Wirtin brummelte etwas vor sich hin. Es schien ein harter Zweifel an Frischens geistigen Qualitäten zu sein.

„Mir kam so solch eine Kammer neil. Wenn Sie schaffte, macha möcht' halt ins Heil! — A Bett is found do!“

Freund Fritz erklärte so gut es ging. Die Wirtin sah auf den Apparat voll Mißtrauen. Ich will's natürlich nicht umsonst haben, sagte Fritz lachend.

Das stimmte die Wirtin weider: „A Kammer halt' ma ich. Aber in dersehl'n Kammer liegt d' Moos drin. De hot grad a Moos! Da werd's halt do net pat geh...“

„Gibt's halt ins Kuchertimmerl ein, da is' hinter aua!“ Sie ging Fritz durch die Küche voran und ließ ihn hinter dem Kamin in ein kleines Gehege ein. Da war ein beizender Geruch nach Rauch und Dörrfleisch und oben an einer Stange hingen ein paar Speckstücken und Würste.

Fritz packte aus dem Kuchel sein Werkzeu, entzündete die rote Laterne und stellte sich auf dem Kuchenhofel seine Stiehlkammer auf. — Und voll Eifer machte er sich an die Arbeit. Im nicht gekört zu sein, schob er den Kuchel vor. — Die Wirtin rief ihm noch hinein: „I' geh jek' in Stall, wenn S' eyper was brauchst'...“

Dann war er allein.

Wenn man seinen Prinzipal heiratet.

Von André Birabeau.

Er besah eine große Drucker. Sie war in der Buchbinderei beschäftigt. Ihre Arbeit bestand darin, mit einem Vinal zwei Striche auf ein Stück buntes Papier zu ziehen.

Eines Tages beschäftigte er die Werkstatt. Er war ein großer, breiter Mann mit groben Händen und Füßen — und mit einer trockenen Stimme. Seinem Auge entging auch nicht das kleinste Stäubchen — und seine Bemerkungen trafen stets den Nagel auf den Kopf, man konnte ihm nicht widersprechen. An jenem Tage machte er, wie gewöhnlich, einige Bemerkungen, um schließlich vor ihr stehen zu bleiben.

„Fräulein Marie, ich bitte Sie, sich in wenigen Minuten auf meinem Kontor einzufinden!“

Sie wurde rot. Sie wurde bleich.

Was ist los? flüsterte sie vor sich hin. Bestimmt grüßte sie darüber nach, was sie wohl getan haben könne, fand aber nichts. Vor dem Kontor blieb sie einen Augenblick stehen, atemlos, angestarrt.

Er bot ihr seinen Stuhl an. Er blidte sie an und sagte zu ihr, ganz unvermittelt:

„Fräulein Marie, ich habe Sie hierhergerufen, um Ihnen einen Vorschlag zu machen: Sie können „Ja“ oder „Nein“ sagen. Also: wollen Sie meine Frau werden?“

Weiter hörte sie nichts. Es brannte ihr in den Ohren. Es klang in ihrem Halse. Dazwischen vernahm sie einige losgerissene Wörter, unzusammenhängend: — lange schon geküßt — Eigenschaften — ehlich — Sympathie — Kame —

„Eine ungeduldige, beschließhabende Stimme weckte sie.“

„Ja — was antworten Sie?“

„Ja, Herr!“ kammette sie.

„Es freut mich, daß mir einig wurden!“ —

„Auf diese Art kam die Heirat zustande.“ —

Verheiratet! Mit ihm! Was sie glücklich oder verzweifelt? Sie versuchte, zu lachen. Sie versuchte, dankbar zu sein. Aber sie ätzte vor Furcht. Sie wurde in dieser Ehe inkarniert wie in einem Hotelzimmer, nichts gehörte ihr, nirgends war es gemächlich, alles war wie ein intermittierender Zustand. Sie magte es nicht, ihren Kopf gegen Herrn Trissons Schulter zu lehnen...

Wenn sie von ihm sprach, sagte sie nicht „mein Mann“, sondern „Herr Trisson“, und zu ihm nur ganz selten „mein Freund“. Er war und blieb der Prinzipal. Ihre Heirat war weiter nichts als ein Avancement, eine Lohnerhöhung.

Natürlich bewunderte sie ihn, sie hatte immer vor ihm gestirrt. Sie war stolz, daß er gerade sie erwählt hatte. Aber dann und wann erinnerte sie sich des Mannes ihrer Mutter, der sein Brot in die Suppe tauchte, sie dachte an den Mann ihrer Schwester, der immer getrocknet werden mußte, sie dachte an Lucien's Mann, der außerordentlich war. Sie aber sah immer und ewig nur Gehorham, Furcht, Entfremdung. Sie hatte eine Unmenge von Schmuckstücken und eine stattliche Anzahl Bedienstete. Aber was bedeutete das — nichts! Sie befürchte Mähe und Mühe bei bedeutenden Reuten. Aber was bedeutete das alles für sie, nichts. — Sie reiste auch viel.

Eines Tages sagte er zu ihr: „Sorge für unsere Koffer, heute nachmittag fahren wir nach Alger.“

Sie gehorchte. Eine Seereise zu machen war immerhin etwas Neues, denn sie hatte noch nie ein Schiff betreten. Er auch nicht.

Sie verlor sich lange Zeit in den Anblick von Himmel und Meer. Es strömte. Als sie in die Kasse hinunterstieg, lag er sehr bleich und mit geschlossenen Augen in seiner Koje.

„Germaine, bleibe hier! Du mußt mich nicht verlassen!“ Er bettete mit der rechten Stimme. Es war das erste Mal, daß sie diese Stimme hörte. Sie mußte er sich eine

Es dauerte eine Weile, da ging draußen im Flur die Tür, schwere Männer Schritte kamen in die Küche. — Fritz horchte auf. — Da — bei einer Wendung streifte er die Laterne. — Klirrdibum — und im Bestreben die Fallende zu retten, warf Fritz die Schale mit den Platten vom Hocker.

Die Tritte draußen kamen näher. Vor dem Kuchertimmerl hielt sie an. Dann rüttelte eine starke Hand an der Türe: „Aufmach, da drin, Kuchertimmer. Was is' denn da los...“ rief eine rauhe Stimme und ein Stod klopfte gebieterisch an die Türe. „Dort aufmachst du Kuchertimmer, du schlechte Kuchertimmer!“

Fritz zitterte wie Espenlaub.

Er kammette schüchtern: „Erlauben Sie...“ hinter der Türe.

Er fand in der Angst und Eile den Kuchel nicht... Der draußen streckte sich mit Wucht dagegen. Ein Knack, ein Druck, ein Krachen: Wie ein zürnder Gott hand der Kuchel vor Fritz in der nervigen Faust den Kuchelstücken.

„Hob i di jek, Kuchelstücken! War! I' Kimm dir über mei Schickelich du Kuchel, du verstockt!“

„Kuchelstücken“ auf Fritz nieder. „Du Kimm mir no a mal ins Kuchelstücken!“

„Erlauben Sie mal...“

Schon kante Freund Fritz die massive Kuchelstücken im Kuchel und wie einen Stuhl zog ihn der Kuchelstücken aus dem Kuchelstücken in die Küche.

„Kuchel mit den Kuchelstücken! forderte der Kuchel auf. Fritz wurde einer peinlichen Selbstbesichtigung unterzogen. Kein Kuchelstücken, keine Kuchelstücken... Der Kuchelstücken auf nichts.“

„Dir treib' i's Kuchelstücken aus, du halbseidener.“

Der Kuchel hatte die Kuchelstücken aus dem Kuchelstücken geholt.

Sie hand händelnd unter der Türe: „Jek, Seppi, los no grad den Herrn aus! I' heb ehm do's Kuchelstücken aufgefirt, weil er... Seppi lass' do' grad fies...“ Sie fiel ihrem Mann in den Arm.

Photographiert hat er... und do hot er a dunkel's Kuchelstücken!... Er so ja nix dafür, Seppi... Mei Moos! Wie halt' n denn zug'richt...“

Fritz stand, ein Bild des Kuchelstücken und der Kuchelstücken in der Küche und schnappte nach Luft. — Die Wirtin erlachte aufgeregt, liegend ihrem Manne das zu erklären war.

Der Seppi fragte sich verlegen hinter dem Ohr und schloß an den Galt.

„Nix für unguat, Herr“, sagte er, i' hon mir denkt, a Kuchelstücken is über mei Kuchelstücken kemma!“

Und zur Wirtin: „I' konn's ehm jek' a nimmer runterglaub'n.“

Überhaupt hat er in den Kuchelstücken nix a toat... Als mir Fritz begegnete, frag er um den Kopf noch eine Kuchelstücken. „Nun“, fragte ich, „wie geht's mit den Kuchelstücken?“

„Beit du“, sagte er leinlaut, „ich habe die Freude daran ein Kuchelstücken verloren. Es ist doch nicht das Rechte. — Die Kuchelstücken liegt mir nicht.“

Und dann erzählte er mir das Erlebnis in der Dunkelkammer.

„Fühlen! Ein armer, jämmerlicher, greinerender Kerl!“

„Germaine, mein süßes Mädchen, du mußt mich nicht verlassen, ich bin so krank — ach — wie bin ich krank!“

Es war allerdings nur Seerkrankheit.

Sie trat näher an ihn heran. Sie lächelte. Sie bewunderte ihn durchaus nicht mehr. Sie war auch nicht mehr bange vor ihm. Sie mußte zwar nicht, ob sie jetzt erl. angefangen hatte, ihn zu lieben oder — ob — er ihr jetzt ganz gleichgültig geworden war.

Aber — eins fühlte sie ganz bestimmt — sie war innerlich frei geworden — er hatte nicht mehr die Autorität eines Prinzipals über sie — sie war sie geworden.

Chinesische Anekdoten.

Die beiden Reichen.

Arme Lastträger zogen den Hoangho flussaufwärts ein prunkvolles Floß, darauf zwei Reiche saßen und tafelten. Dem einen gehörte das Floß und der andere war sein Gast.

Plötzlich fuhr das Floß auf und sank flussabwärts. Die Reiche waren gerissen, und durch ein großes Loch strömte das Wasser empor.

In wenigen Augenblicken mußte das Floß völlig untergehen.

Die beiden Reichen saßen noch darauf. Für sie war keine Rettung möglich. Der eine meinte und der andere sagte:

„Warum lachst du?“ fragte der eine, „weißt du nicht, daß wir jetzt beide sterben müssen?“

„Warum soll ich weinen“, antwortete der andere, „das Floß gehört doch nicht mir.“

Relativität.

Feng war arm, doch besah er, von seinen Vorfahren ererbt, einen wunderbaren Fächer. Der stand, weit ausgespannt, in seiner engen Hütte und war so schön als wie vor tausend Jahren. Denn seither war er von seiner Menschlichkeit niemals berührt worden.

Es war ein heißer Tag. Ein Freund besuchte Feng.

Feng ging eifrig in seiner Hütte auf und ab.

„Du leidest nicht unter der Hitze?“ fragte der Freund.

„Ich brauche nicht unter der Hitze zu leiden“, erwiderte Feng, „ich habe ja einen Fächer.“

Der Fächer ist von deinen Vorfahren niemals berührt worden, sonst wäre er heute nicht mehr so schön.“

Da sagte Feng: „Ich berühre ihn auch nicht. Aber du, ich will wissen, daß alle Bewegung relativ ist. Kann ich den Fächer nicht zu mir neigen, — so helfe ich mir einfach so, daß ich mich vor den ruhigen Fächer stelle, mich selber zu ihm neige und hin und her bewege. Das müßte doch die gleiche Kühlung und Erfrischung sein.“

Fächer werden geliefert. Ein Agerprediger sprach vor seiner aufmerksamen Gemeinde über die Schreden der Hölle und schloß mit dem Wort: „Da ist Hölle und Fächerlappen.“ Es machte tiefen Eindruck, besonders auf eine alte Frau auf der vordersten Bank. Sie sagte: „Aber Herr Pastor, ich hab' gar keine Fächer mehr.“ — Der Prediger: „Fächer werden geliefert.“

Am Telefon. Sie: „Ach, es ist doch so sonderbar, Erna und ich können uns bei Telefongesprächen kaum verstehen.“ — Er: „Habt Ihr schon jemals versucht, abwechselnd zu sprechen?“

Der Sachverständige. Erhe Verführerin: „Ich habe gehört, daß Frauen viel besser Schmerzen aushalten können als Männer.“ — Jovite: „Wer sagte dir das, dein Arzt?“ — „Nein, mein Schullehrer!“

Das Heilmittel. „Was ist das Heilmittel für Liebe auf dem ersten Blick?“ — „Der zweite.“